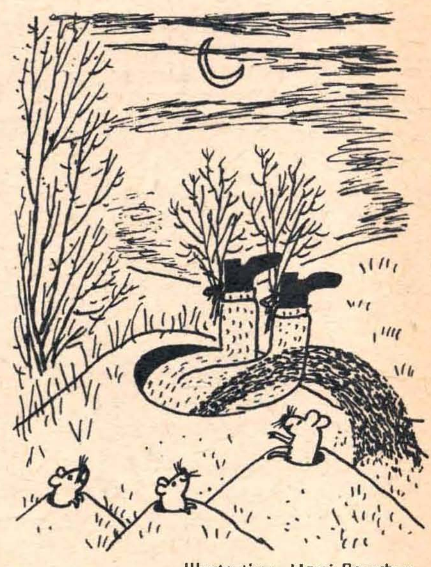
Magazin des Soldaten

HEFT 3 • MÄRZ 1969 • PREIS 1 MARK

ARMEE Rundschau



Seit Tagen steht das Bataillon im Gefecht. Die Übung ist voller Strapazen. Die Soldaten sind müde und sparen, wo sie können, ihre Kraft. Gegen Abend bezieht das Bataillon einen neuen Verteidigungsraum an einem Höhenzug. In der Nähe seines Führungspunktes kontrolliert der Kommandeur selbst den Ausbau der Stellungen. Er geht von Schützenloch zu Schützenloch und trifft auch auf die Wechselstellung eines Beobachters, der lang ausgestreckt in seiner Schützenmulde liegt. Nur wenig hat der Soldat an seinen Stellungen gebaut. Schlecht ist die Tarnung. Major Hein ist damit nicht zufrieden. Sachlich erläutert er dem Genossen die Situation. Verteidigen hieße auch, sich schützen. Man müsse dem Feuer des Gegners widerstehen können. Gerade er als Beobachter wäre besonders gefährdet, wenn er entdeckt würde. Und zu einem ordentlichen tiefen Loch gehöre ganz selbstverständlich eine gründliche Tarnung. Als ihn der Soldat etwas zweifelnd anschaut, fügt er noch hinzu: „Sehen Sie, Genosse Linz, auch wenn Sie jetzt keinen Gegner vor sich haben, in einer Übung verhält man sich von der ersten bis zur letzten Minute gefechtsmäßig!" Mit der Versicherung, wiederzukommen, geht der Major weiter. Ihm folgt der Schiedsrichter, der ihn den ganzen Weg begleitet hat. Freundschaftlich nimmt dieser den Major am Arm: „Ihr Vortrag war ja nicht schlecht, er hätte besser gewirkt, wenn Sie sich neben den Soldaten gelegt hätten. Schließlich betonten Sie ja das gefechtsmäßige Verhalten!" Major Hein gibt dem Schiedsrichter recht und nimmt sich vor, es beim nächsten Mal zu tun.
Es ist vollends Nacht geworden. Der Kommandeur geht wieder die Stellungen ab. Kriecht an die Löcher heran und macht oft mit Pfützen Bekanntschaft, die er in der Dunkelheit nicht sieht. Sein Weg führt ihn auch wieder zum Soldaten Linz. Er muß lange suchen. Endlich entdeckt er zwei leichtgeschwungene Grashügel, der Lage nach könnten es die in der Dämmerung gesuchten Mulden sein.
Vorhin lag Linz in der rechten Mulde, überlegt der Major. Also läßt er sich auf die als Tarnung dienenden Zweige und Grasbüschel des linken Loches nieder. Er hat es satt, dauernd im Schlamm zu wühlen.
„Sie haben ausgezeichnet gearbeitet, Genosse Linz, ich habe Sie erst gar nicht gefunden!" Angestrengt horcht der Major nach diesem Lob zur rechten Mulde hinüber. Keine Antwort. „Sie können ruhig mal mit dem Kopf hochkommen!" fährt der Kommandeur noch freundlicher fort: „Wenn ich hier bin, ist es erlaubt!" Der Major kann einen Schreck nicht verbergen, dumpf stöhnt es aus den Grasbüscheln, auf denen er liegt: „Geht nicht, Genosse Major, Sie liegen ja auf mir!"
Raubeg


Illustration: Harri Parschau

ZWISCHEN WECKEN UND ZAPFENSTREICH

POSTSACK

Das Fazit der Dienstzeit

Bei meiner Versetzung in die Reserve werde ich vom Zugführer in einer schriftlichen Beurteilung charakterisiert. Habe ich das Recht, meine Beurteilung einzusehen?

Gefreiter Bonitz, Leipzig

Beurteilungen über Armeeangehörige sind Bestandteil der Wehrstammunterlagen. Sie werden den Genossen nicht persönlich ausgehändigt. Wohl aber haben Sie das Recht, zu erfahren, wie Sie eingeschätzt werden. Die Dienstlaufbahnordnung legt fest, daß jedem Armeeangehörigen der wesentliche Inhalt der Beurteilung und die sich daraus ergebenden Schlußfolgerungen in einer Aussprache bekanntzugeben sind.

Mini und Maxi

In der Dezemberausgabe waren Uniformen der ungarischen Volksarmee abgebildet, die uns sehr gefallen haben. Gleichzeitig fragen wir uns, warum unsere Wintermäntel so lang sein müssen. Bestimmt würde es besser aussehen, wenn sie einen modernen kurzen Schnitt hätten.

Unteroffiziersschüler Rösler, Burg

Nicht nur bei Einzelehrungen

Von 1966 bis 1967 leistete ich meinen Grundwehrdienst in der Armee. Unser Kollektiv wurde mit dem Leistungsabzeichen der NVA ausgezeichnet. Steht mir für diese staatliche Auszeichnung eine Stipendienerhöhung zu?

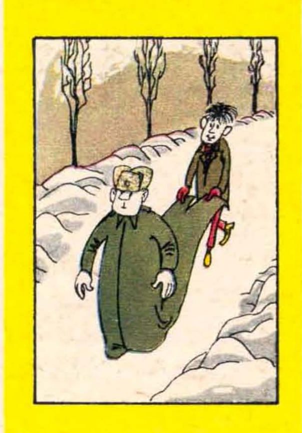
Unteroffizier d. R. Lukas, Leipzig

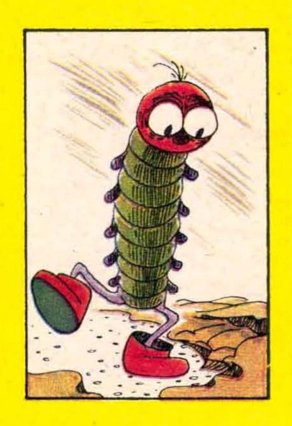
Auch für diese kollektive Auszeichnung erhalten Sie ein monatliches Zusatzstipendium von 80,– Mark, sofern Sie vor Aufnahme des Studiums mindestens fünf Jahre berufstätig waren (ausschließlich der Lehrzeit). Der Dienst in der Armee wird angerechnet.

Gemeinsam geht's besser

Auf eine über zwei Jahre lange erfolgreiche Betreuung der Offiziersbewerber kann das Wehrkreiskommando Halle-Stadt zurückblicken. Jedes Jahr wird ein neues Kollektiv der Bewerber gebildet, das sich eine eigene Leitung wählt. Das Kollektiv hat die Aufgabe, die klassenmäßige Erziehung untereinander und die systematische Vorbereitung auf den zukünftigen Beruf gemeinsam mit dem Wehrkreiskommando zu gestalten. Dazu gehören persönliche Aussprachen sowie Foren mit den Eltern, Exkursionen zu den Truppenteilen und zum Armeemuseum, Lehrveranstaltungen in Armeeeinheiten u. a. m. In die Betreuung wurden auch Reserveoffiziere einbezogen. Gut unterstützt werden wir durch die Stadtväter, insbesondere durch Oberbürgermeister Pflüger, der persönlichen Kontakt mit den Offiziersbewerbern unterhält und auch die Patenschaft über das dritte Kollektiv übernahm.

Harry Becker, Halle





Leser erfreuen Leser

Haho, haben wir vielleicht über die ulkigen Leserbriefe im Postsack des Dezemberheftes gelocht! Da können wir uns ja lebhaft vorstellen, was da so alles auf Euren Schreibtisch flattert. Dürfen wir Ende 69 wieder so etwas Lustiges erwarten?

Unteroffizier Mendelsohn, Eggesin

Das hängt von den Leserzuschriften ab. An uns soll es nicht liegen.

Tele-Armee-Magazin

Die Fernsehsendungen des Armee-Magazins „Die Augen links" sind große Klasse. Gerade wir als Reservisten freuen uns jedesmal auf die nächste Sendung. Wir haben dadurch immer einen gewissen Kontakt mit unserer NVA.

Harry Ladisch, Johnsdorf

Eine arbeitende Raupe

Bei schwierigen Erdarbeiten in unserer Gegend war u. a. auch eine Planierraupe der Volksarmee eingesetzt, die ganz schön „ranklotzte". Die Soldaten bezeichneten sie als die sowjetische „BAT". Können Sie mir einige Daten dieses Fahrzeuges mitteilen?

Kuno Allsen, Pasewalk

Die Raupe besteht aus dem Basisfahrzeug AT-T und der Planiereinrichtung. Gesamtmasse: 25 300 kg; Höchstgeschwindigkeit auf Straßen: 34 km/h; Steigfähigkeit: 46 %; Kletterfähigkeit: 1 m; Watfähigkeit: 1 m; max. Anhängelast: 25 000 kp; Motorleistung: 415 PS.

Der Postsack

des Märzheftes ist damit keineswegs entleert. Auf Seite 18 und 19 wird er kräftig weiter ausgeschüttet.

Für

1000 Mark Gewinnchancen,

wenn

Sie uns schreiben:

Mehrere hundert Briefe und Karten treffen jeden Monat bei uns ein. Viele Leser äußern sich darin zum Inhalt und zur Gestaltung des Soldatenmagazins, loben oder kritisieren, sind einverstanden mit unserer Arbeit oder fordern Veränderungen. Es ist eine bunte Skala von Zustimmungen, Anregungen, Vorschlägen und Wünschen. Die Absicht ist unverkennbar: Sie möchten die „Armee-Rundschau" noch reichhaltiger und vielgestaltiger sehen. Doch offen gestanden: Uns ist die Anzahl der Leserpost noch zu gering. Wir möchten einen noch engeren Kontakt zu Ihnen, den „Konsumenten", herstellen. Dazu haben wir in diesem Jahr und auch in den nächsten Jahren allerhand vor. Am Anfang

Wer sind Sie?

Hier ausschneiden!

Hier ausschneiden!

		hier ankreuzen	LSP
1. **Geschlecht:**	a) männlich	☐	1
	b) weiblich	☐	2
2. **Alter:**	a) bis 15 Jahre	☐	3
	b) 16–17 Jahre	☐	4
	c) 18–26 Jahre	☐	5
	d) 27–35 Jahre	☐	6
	e) über 35 Jahre	☐	7
3. **Wehrdienst:**	a) ungedienter Reservist*)	☐	8
	b) gedienter Reservist	☐	9
	c) im aktiven Wehrdienst (NVA)	☐	10
	d) Angeh. and. bewaffn. Org.	☐	11
	e) nicht zutreffend	☐	12
4. **Bezug der AR:**	a) im Abonnement	☐	13
	b) im Freiverkauf	☐	14

*) Wehrpflichtige vom 18. bis zum vollendeten 50. Lebensjahr, die noch nicht zum aktiven Wehrdienst, Wehrersatzdienst oder Reservistenwehrdienst einberufen worden sind.

Fragekarte für Leser der „Armee-Rundschau"

dieser Unternehmen, in deren Verlauf wir enger mit den Lesern des Soldatenmagazins zusammenrücken und uns intensiver mit ihnen beraten wollen, steht unsere heutige Frage. Kurz gesagt: Wir möchten nicht nur von denen, die uns ohnehin schon schreiben, wissen, wer sie sind und was sie von der „Armee-Rundschau" erwarten, sondern von möglichst vielen.

Sicher sind Sie bereit, uns dabei zu helfen. Auf einem Weg, der Ihnen weder viel Arbeit noch großes Kopfzerbrechen bereiten dürfte – und bei dem Sie außerdem noch etwas gewinnen können.

Die einzige Bedingung dabei ist, daß Sie auf der unten stehenden Fragekarte (beachten Sie bitte auch die Rückseite!) sieben Fragen zur Person beantworten. Machen Sie dazu bitte jeweils in dem Kästchen, das bei jeder Frage für Sie zutrifft, ein Kreuz; zusätzliche Angaben sind nicht erforderlich. Schneiden Sie die Karte dann bitte aus, stecken Sie sie in einen frankierten Briefumschlag und schicken Sie ihn an unsere Adresse:

Redaktion „Armee-Rundschau"
1055 Berlin
Postschließfach 7986

Ihre Einsendungen erwarten wir bis zum 30. April dieses Jahres.

Ihre kleine Mühe soll natürlich auch belohnt werden. Die Redaktion stellt Geldpreise zur Verfügung und zwar

1 × 300,– Mark
4 × 50,– Mark
15 × 20,– Mark
20 × 10,– Mark

insgesamt 1000,– Mark

Aus den Einsendungen werden – unter Ausschluß des Rechtsweges – 40 Briefe ausgelost. 40 Leser haben demnach die Chance, zu den Gewinnern zu gehören.

Wir danken Ihnen schon im voraus für Ihre Beteiligung an dieser Umfrage, die für unsere weitere Arbeit mit den Lesern und natürlich auch an dem Soldatenmagazin sehr bedeutungsvoll ist.

Genehmigungsvermerk

Genehmigt am 30. 10. 1968 als einmalige Berichterstattung und registriert unter Nr. 9020/1014. Die Beantwortung ist freiwillig.

Staatliche Zentralverwaltung für Statistik.

		hier ankreuzen	LSP
5. Ausgeübter Beruf:	a) Schüler	☐	15
	b) Lehrling	☐	16
	c) Student	☐	17
	d) Arbeiter	☐	18
	e) landw. Berufe	☐	19
	f) Angestellter	☐	20
	g) Handwerker	☐	21
	h) Angehöriger der Intelligenz	☐	22
	i) Berufssoldat	☐	23
	k) sonstige	☐	24
6. Leser der AR:	a) seit 1 Jahr und weniger	☐	25
	b) seit mehr als 1 Jahr	☐	26
	c) seit mehr als 3 Jahren	☐	27
	d) unregelmäßig	☐	28
7. Schulabschluß: (höchste Stufe angeben)	a) bis 8 Klassen	☐	29
	b) bis 10 Klassen	☐	30
	c) Abitur	☐	31
	d) Hoch- oder Fachschule	☐	32

Gefreiter Deichsel fragt:
Kann ich als Wehrpflichtiger im Grundwehrdienst den Befehl erhalten, Ausbildung durchzuführen?

Soldat Eck ärgert sich:
Vier Wochen liege ich schon im Krankenhaus. Außer einer 5-Minuten-Visite bekam ich nie wieder etwas von meiner Grenzkompanie zu sehen.



Oberst Richter antwortet

Sie sind durchaus kein Einzelbeispiel, Genosse Deichsel. „Kommandeure ohne Rang" hieß die Reportage im vorigen AR-Heft, die von Soldaten berichtete, denen gleiche Forderungen gestellt wurden.
Die Vorschriften sind Regelordnungen, die festlegen, wie der Dienst von ganz spezifisch dazu vorbereiteten Armeeangehörigen, nämlich Gruppenführern oder Zugführern, durchzuführen ist. Da es nun aber keine Regel ohne Ausnahme gibt, können auch Soldaten des Grundwehrdienstes zeitweilig als Ausbilder herangezogen werden – vorausgesetzt, sie haben die Befähigung dazu.
Es entspricht durchaus dem Geist der Vorschrift, daß der Soldat nicht passives Objekt der Ausbildung sein soll, sondern sie durch vorbildliche, bewußte Erfüllung aller Forderungen aktiv mitgestaltet.
Von da bis zur befohlenen Alleingestaltung der Ausbildungsstunde einer Gruppe ist es nur ein Schritt. Das ist unbestritten eine bestimmte Art Belobigung vor der Front. Einen zweiten Grund halte ich bald noch für prinzipieller. Die objektiven Bedingungen erfordern bekanntlich, die Schulung so gefechtsnah wie möglich zu gestalten. Die Wirklichkeit des Gefechts kennt nicht wenige Situationen, wo ein Soldat die Kommandogewalt über eine Gruppe, ja vielleicht über einen Zug übernehmen und mitunter bedeutende Entscheidungen treffen muß. Meinen Sie nicht auch, daß eine gefechtsnahe Ausbildung durchaus die Variante einschließen sollte, befähigte Soldaten mit ihrer Führung – mit einer Kommandofunktion – vertraut zu machen?
Sie werden in Kürze aus dem Grundwehrdienst entlassen, Genosse Deichsel. Aber Sie werden keinesfalls aus der Verantwortung für den Schutz der Arbeiter-und-Bauern-Macht entlassen. Ihr Vermögen, nicht nur selbst gut trainiert zu sein, sondern auch andere unterweisen zu können, ist deshalb eine zusätzliche militärische Qualifikation, die sich sicher auch in Ihrer Beurteilung niederschlagen und Ihnen nicht nur aus Anlaß eines späteren Reservistenwehrdienstes zugute kommen wird.

Ihr Ärger ist verständlich und wahrhaftig kein Heilserum, Genosse Eck. Noch dazu, weil Sie erst kurze Zeit bei der Armee sind und in Ihrem bisherigen Wirkungskreis schon weit fortgeschrittenere menschliche Beziehungen kennengelernt haben.
Aber so fallen manchmal die Umstände zusammen: Da bestehen noch keine engen Kontakte zwischen den Neueingestellten, die Vorgesetzten haben den Kopf mit vielen anderen Dingen voll, und dann kommt folgendes heraus: ‚Der Genosse Soldat Eck, liegt der nicht noch im Krankenhaus? Wer war das überhaupt?'
Deshalb soll mein Wort vor allem den Vorgesetzten auf der Ebene Gruppe, Zug gelten: Mögen sie stets der Tatsache eingedenk sein, daß sie gerade in dieser Periode und unter solchen Umständen den Schlüssel dazu in der Hand haben, wie sich in der weiteren Folge ein Genosse entwickelt und neben seinem Verstand auch sein Herz für das sozialistische Soldatenkollektiv aufschließt. Der erste Eindruck ist da oftmals tatsächlich der stärkste. Ohne daraus eine Theorie machen zu wollen, aber es kommt stets sehr bedeutend auf den ersten Schritt, auf das erste Wort, auf die erste Begegnung im Leben an.
Möge allen Gruppenführern, Hauptfeldwebeln und Zugführern deshalb stets voll bewußt werden: Vom ersten Tage an steht an erster Stelle der Mensch, der Soldat, Euer Genosse.
Das gebietet nicht zuletzt auch die Innendienstvorschrift: Die Sorge um die Unterstellten zum Grundsatz jedes Handelns zu machen.

Ihr Oberst Richter



Kszesinska-Palais

Boris Lawrenjow

Vom Bahnhof fuhr Andrej auf die Petrograder Seite.

Die Straßenbahn ratterte und schlingerte an den Häusern, an den Menschen auf den Gehsteigen vorbei. Andrej hielt den Rucksack mit dem kostbaren Inhalt auf den Knien krampfhaft fest und betrachtete die Stadt.

In den zwei Jahren seiner Abwesenheit war Petrograd kahler und matter geworden. Die Häuser schienen dunkler, abgeblättert und kläglich.

Was ihn vor allem verwunderte, war das viele Militär. Als er vor zwei Jahren an die Front gefahren war, sah Petrograd noch wie sonst aus. Männer in Uniform traf man in den Straßen selten; und Andrej war darüber sogar froh, denn jede Militärperson konnte Unannehmlichkeiten bereiten.

Jetzt waren die Gehsteige dicht mit Khaki besät. Fast alle trugen diese Farbe. Soldaten, Junker, Offiziere sprenkelten sich scharenweise in die Menge. Wenn die Revolution nicht wäre, müßte man die ganze Zeit die Hand an der Mütze halten, um nicht eins ausgewischt zu kriegen, dachte Andrej.

Er schmunzelte. Alle diese mit dem Soldatenstand zusammenhängenden Kalamitäten waren endgültig vorbei.

Er lenkte seinen Blick auf die Leute im Wagen. An der Tür, die Knie auf den Rucksack gedrückt, stand ein hübsches Mädchen mit rosaroten Wangen. Als sie den bewundernden Blick Andrejs auffing, wurde sie einen Hauch rosaröter und lächelte leicht mit den Mundwinkeln. Auch Andrej errötete, wendete den Blick von ihr und fuhr zusammen: Neben dem Mädchen ragte ein hochaufgeschossenes Subjekt in einer zu kurzen Jacke, aus deren Ärmeln lange Hände mit dürren unsauberen Fingern steckten. Das Subjekt hatte farblose Diebsaugen und musterte unentwegt Andrejs Rucksack. Andrej verfinsterte sich und zog auf jeden Fall den Rucksack näher heran. Die Soldaten, die aus Petrograd zum Regiment kamen, erzählten, daß sich in der Stadt viel Diebsgesindel herumtrieb.

Der Sack enthielt nämlich einen wahren Schatz. Als in den Schützengräben die „Prawda" eingetroffen war mit dem Aufruf der Redaktion an die Arbeiter und die Soldaten, ihrer bolschewistischen Zeitung materielle Hilfe zu leisten, beriefen die Bolschewiki der Division ein Meeting ein. Dort stimmte ein ganzer Wald von Händen für die Resolution, der „Prawda" die Georgskreuze und Medaillen zu stiften. Vor der Granatenkiste, die die Tribüne darstellte, saßen Mitglieder des Divisionskomitees und notierten die von den Soldaten gespendeten Dekorationen. Gegen Abend war die Liste auf neunhundertdreißig Kreuze und Medaillen gediehen; unter ihnen waren mehr als hundert goldene.

Am nächsten Morgen fuhr Andrej, vom Komitee entsandt, mit einem Rucksack voller Orden und Medaillen nach Petrograd. Der Sack war schwer, bestimmt mehr als ein Pud. Im Waggon schlief



Andrej mit dem Rucksack als Kopfstütze. Das war unbequem, die verfluchten Kreuze stachen ihn durch den Zeltstoff am Nacken, er mußte das aber dulden. Das kostbare Gut auf die Gepäckbank zu legen, war riskant. Das Komitee hatte ihm eingeschärft, die Spende im Petrograder Parteikomitee abzuliefern.
Die Straßenbahn rumpelte über den Bretterbelag der Troizki-Brücke. Die blaue Newa wälzte sich langsam und majestätisch dahin. Weiße Riesenwolken hingen über der Petrograder Seite. Andrej stand auf und trat auf die Plattform hinaus. Der Wagen rasselte quietschend bergab. Als er hielt, sprang Andrej vom Trittbrett, huckte sich den Sack auf und machte sich auf den Weg zum Kszesinska-Palais. Er brauchte sich nicht durchzufragen, denn er kannte Petrograd wie seine fünf Finger. Kaum hatte er sich aber von der Haltestelle entfernt und einen Blick auf die längst bekannte, mit Kacheln verkleidete Villa hinterm Dunkelgrün des Boulevards geworfen, blieb er bestürzt stehen. Den Fahrdamm und den Boulevard füllte eine unübersehbare Menge, die dumpf toste und wogte. Da und dort hoben sich einzelne Figuren aus der Menge. Sie gestikulierten und schlugen sich in die Brust; offenbar riefen sie etwas, doch das Tosen übertönte die Rufe.

Andrej war ratlos. Seit seiner Kindheit war ihm diese Gasse bekannt, und war immer menschenleer gewesen. Gegenüber der Villa war ständig ein Hüne von Wachtmann, ganz mit Medaillen behängt, postiert gewesen; er hatte die alternde Mätresse des Zaren zu bewachen. Dort durften keine Droschken vorbeifahren und keine Passanten auf dem Trottoir stehenbleiben. Andrej sah sich um. Was war los? Woher diese Riesenmenge? Vielleicht ist ein Unglück geschehen? Oder ein Überfall von Junkern und sonstigen Biestern?
Dann durfte er sich nicht hineinwagen. Sie würden ihn festnehmen oder bestenfalls verprügeln, vor allem aber die Dekorationen wegnehmen. Das durfte nicht geschehen, auf keinen Fall. Andrej stand unschlüssig auf dem Fahrdamm. Da kam ein unansehnlicher Mann mit roter Armbinde auf ihn zu: ein Milizionär. Ein abgewetztes Gewehr baumelte ihm unnütz von der Schulter.
„Suchen Sie jemanden, Genosse?"
Blitzschnell fixierte Andrej den Mann. Nein, kein Spitzel. Kurz entschlossen fragte er ihn:
„Was ist das für ein Gedränge? Ist jemand überfahren worden oder hat man einen Taschendieb geschnappt?"



Illustration: Wolfgang Würfel

Der Milizionär spähte schief zur Villa und sagte ärgerlich:

„Bist wohl aus den Wolken gefallen, Soldat? Das ist ja das Kszesinska-Palais... Hier haben die Bolschewiki ihren Sitz. Und die Leute drängen sich da haufenweise. Der unruhigste Posten — jeden Moment kann eine Schießerei losgehn."

Andrej lächelte. Also war alles in Ordnung. Er nickte dem Milizionär zu. Da hörte er ein Auto hupen. Er drehte sich um. Über das glatte, nach Teer riechende Holzpflaster rollte lautlos ein großer, funkelnagelneuer Kraftwagen, der ganz anders als die Frontwracks aussah. Am Kühler flatterte ein hübscher bunter Wimpel. Im Wagen saßen ein Mädchen in Krankenschwestertracht, eine ältere Dame und ein Herr von nichtrussischem Aussehen mit abwärtshängendem strohblondem Schnurrbart. Auf seinem Kopf glänzte matt und weich der Seidenplüsch des Zylinders. Der Wagen fuhr ganz langsam, und Andrej sah, wie der Herr nach einem Blick auf die Villa der Ballerina die Lippen verächtlich zusammenkniff und dem Mädchen etwas sagte, wahrscheinlich etwas Böses und Spöttisches. In den ausdruckslosen Augen des Mädchens blitzte der Haß auf, gemischt mit Angst. Der Wagen verschwand. Andrej begriff: Die drei Insassen waren wütend und fürchteten sich vor der Menge und vor diesem Haus. Da wurde ihm froh ums Herz.

„Es wurmt die Burshuis", sagte er zum Milizionär und wies mit einer Kopfbewegung zur Villa hin, „hast gesehen, was für ein schiefes Maul er machte?"

„Der hat's gut", entgegnete jener lässig, „den geht die Sache nichts an. Das ist der englische Botschafter. Jeden Tag kommt er hier vorbei auf der Spazierfahrt zu den Inseln."

Andrej mischte sich unter die Menge vor dem Haus und zwängte sich mit den Ellbogen zum Portal. Man knurrte und zischte ihn an, er bahnte sich aber mit zusammengebissenen Zähnen seinen Weg. Vor dem Eingang hielt ihn ein hochgewachsener Bursche an, der wie ein Arbeiter aussah und wohl von der Wyborger Seite stammte. An seinem Gürtel hing eine Pistole. Andrej zog sein Mandat aus der Blusentasche. Der Bursche las den Auftrag und lächelte freundlich.

„Gute Sache. Geh nur rein, im großen Saal wird dir schon jemand Bescheid sagen."

Andrej trat in die Halle. Dort herrschte ein ebensolches Gedränge wie draußen. Leute mit Stößen von Papieren rannten treppauf, treppab. Sie nahmen drei Stufen auf einmal. Es war

unmöglich, jemanden zu fragen. Kaum hatte er an einen der Heranstürmenden das erste Wort seiner Frage gerichtet, da war dieser schon wieder weg, und andere flogen vorbei.
Es ging dort zu wie in einem Bienenstock. Diesem Haus galt der glühende Haß der Bourgeoisie und des Militärklüngels und die grenzenlose Zuneigung der Arbeiter und Soldaten von Petrograd. Jene ballten im Vorbeigehen die Fäuste und sehnten die Stunde herbei, wo sie dieses „verfluchte Nest" würden zerschlagen können. Diese kamen hierher wie ins eigene Heim, mit ihren Nöten und Leiden, mit allen bangen Fragen, die die Revolution ihnen stellte. Sie kamen von den Betrieben der Wassili-Insel und der Wyborger Seite, von jenseits des Umleitungskanals, von Ligowka und Wolkow, von Golodai und vom Hafen, aus den Kasernen der Panzereinheit und der Grenadiere, aus dem Ziegelgefängnis der baltischen Mannschaften. Sie kamen mit Resolutionen, mit Forderungen, mit Anliegen und einfach so, um sich in diesen siedenden Räumen zu drängen und die Luft einzuatmen, die nach Tatendrang und Sturm roch. Hierher hatten sie auf einem Panzerwagen vom Finnländischen Bahnhof Lenin gebracht, der sich ohne auszuruhen gleich in den Kampf stürzte. Auf die hellerleuchteten Fenster der Villa wurde nachts von den Außenwerken der Peter-Pauls-Festung geschossen. Hierher kamen anonyme Briefe voller Wut und Angst. Hier war das Hauptquartier des größten Gefechts des Proletariats, das bereits begonnen hatte.
Andrej zwängte sich in einen hellen weißen Saal, dessen Hinterwand das Fenster des Wintergartens bildete. Hier war es etwas geräumiger, doch die Hast nicht geringer. Im Saal standen einige Tische. Die daran Sitzenden waren von Besuchern dicht umlagert. Ein unablässiges brausendes Stimmengewirr füllte den Saal. Andrej spähte verwirrt umher, da er nicht wußte, an wen er sich wenden sollte. Da trat aus einer Seitentür ein Mann von mittlerem Wuchs in einem grauen Anzug mit einem Blatt in der Hand. Seine Schritte waren nicht so hastig wie die der anderen. Seine Lippen unterm kleinen Schnurrbart bewegten sich, als lese er, was auf dem Blatt stand. Sein Gesicht kam Andrej merkwürdig bekannt vor. Der Mann blieb einige Schritte vor Andrej stehen, hob den Kopf und umfing den Wirrwarr des Saals mit dem Blick. Andrej ergriff die Gelegenheit und fragte:
„Hören Sie mal, Genosse, wo soll ich hin? Komme von der Front. Habe von der Division Kreuze für die Kasse der ‚Prawda' gebracht. Hier ist aber so ein Durcheinander, daß man nicht weiß, wo man Arme und Beine hintun soll."
Der Mann musterte Andrej aus zusammengekniffenen Augen mit einem sanften Lächeln.
„Sind's viele Kreuze?" erkundigte er sich, wobei er das „r" verschluckte.
Andrej schmiß den Sack auf den Boden, daß die Georgskreuze nur so klirrten.
„Mehr als neunhundert. Über ein Pud."
Der Mann im grauen Anzug lachte.
„Ausgezeichnet... Eine ganze Bank im Sack. Kommen Sie."
Er nahm Andrej am Arm und führte ihn zu einer Erhebung des Wintergartens. An der Glaswand saß ein stämmiger Mann mit rundem Knebelbart und grauen, gutmütigen, müden Augen und antwortete geduldig auf die Fragen der Soldaten, die sich um seinen Tisch drängten. Der Mann in Grau blieb mit Andrej vor dem Tisch stehen.
„Michail Wassiljewitsch", sagte er, „kümmern Sie sich um den Genossen. Er kommt von der Front. Hat Kreuze mitgebracht, die seine Kameraden für die ‚Prawda' gespendet haben. Einen Rucksack voll. Nehmen Sie ihm das ab, und sprechen Sie mit ihm über Frontangelegenheiten."
Der Mann mit dem Knebelbart fragte Andrej, woher, von welcher Division er komme und ob er schon lange da sei. Er wunderte sich über den Sack und hieß ihn, diesen am Fenster abzustellen.
„Wird er da nicht geklaut?" zweifelte Andrej.
„Nein. Solange ich hier sitze, brauchen Sie keine Angst zu haben", lachte Michail Wassiljewitsch und fragte Andrej weiter aus. Dieser antwortete bedächtig und genau. Michail Wassiljewitsch notierte sich einige Antworten und wollte wissen, ob Andrej lange in Petrograd bleiben werde.
„Kommen Sie vor der Abreise wieder, ich werde Ihnen einige Druckschriften mitgeben", schloß er und reichte ihm die Hand. Andrej verharrte unschlüssig und stieß plötzlich hervor:
„Ich möchte gern wissen... könnte ich nicht irgendwie den Genossen Lenin sehn?"
Michail Wassiljewitsch blickte ihn verwundert an.
„Sie haben ihn ja eben erst gesehen, Genosse."
„Wo denn?" fragte Andrej verblüfft.
„Sie sind ja mit ihm zu mir gekommen. Genosse Lenin hat uns doch bekannt gemacht."
Die Kehle schnürte sich ihm zusammen. Schweratmend, verärgert sagte er:
„Warum in Dreiteufelsnamen haben Sie mir das nicht früher gesagt?"
Michail Wassiljewitsch warf den Kopf herum und wollte aufbrausen. Als er aber Andrejs verzweifelte Miene sah, lachte er.
„Komischer Kauz", sagte er, „wie sollte ich wissen, daß ihr euch nicht kennt. Ihr kamt ja Arm in Arm daher, wie alte Freunde... Macht nichts, nur nicht verzagen. Kommen Sie am Abend hierher. Wladimir Iljitsch wird vom Balkon sprechen. Da werden Sie ihn nicht nur sehen, sondern auch hören können."
Andrej wandte sich zum Gehen, und während er sich zum Ausgang drängte, betrachtete er eindringlich alle, die ihm entgegenkamen. Er hoffte, Lenin noch einmal zu sehen. Lenin ließ sich aber nicht mehr blicken. Andrej trat verdrossen aus der Villa. Er beschloß, unbedingt wiederzukehren und die ganze Nacht durchzuwachen, nur um Lenin sprechen zu hören.

Matrosen-ABC

Wie viele Jungen träumte auch Günther Lind begeistert davon, einmal Matrose zu werden. Um seinen Traum zu verwirklichen, nahm der gelernte Lichtbogenschweißer in Karl-Marx-Stadt am Seesport der GST teil. Er lernte Knoten knüpfen und auf dem Schloßteich den Kutter rudern. Ein richtiges Schiff sah er erstmalig, als er zur Volksmarine einberufen wurde, zu der er sich freiwillig gemeldet hatte. Auf einem Halbjahreslehrgang lernte er dann das Matrosen-ABC von Grund auf, bevor er auf das MLR-Schiff „Potsdam" kam. Dabei warf er so manche jungenhaft-romantische Vorstellung von der Seefahrt über Bord, die er mitgebracht hatte. Das Meer, die Fremde, die Technik – freilich reizen sie ihn auch jetzt noch. Aber zu einem Matrosen gehört mehr, vor allem Fleiß und hohes seemännisches Können. Einen Einblick in den Alltag der jungen Matrosen wollen wir mit diesem Beitrag geben.



Auslaufen
ist befohlen.
Die Backschafter
haben alle Hände
voll zu tun.
Back heißt
der Tisch;
der Kommandant
ruft also nicht
den Ober,
wenn er
essen möchte,
sondern
den Backschafter.
Vor dem Auslaufen
müssen diese
Genossen an alles
denken, was die
Matrosen draußen
auf See brauchen.
Dazu gehören auch
die Brausekästen,
die sie hier
an Bord holen.

Dienst in den Gefechtsstationen. Wie der Artillerieabschnitt, so sind alle Gefechtsabschnitte (GA) in Gefechtsstationen (GS) unterteilt. Im Wettbewerb ringen die Bedienungen untereinander um hohe Ergebnisse in der Gefechtsausbildung. Hier lernt Matrose Heinz Wegener, einer der jungen Matrosen an Bord, wie man das Schloß aus der Waffe nimmt.





Gefechtsklar, das heißt für die Männer des Sperrabschnittes, schnell das Minenräumgerät zum Einsatz vorbereiten. Die Zeitnorm für das Ausbringen ist niedrig. Deshalb ist genau festgelegt, wer welche Arbeiten in welcher Reihenfolge auszuführen hat. Nur gut aufeinander eingepielte Kollektive erreichen und unterbieten die befohlenen Zeiten.

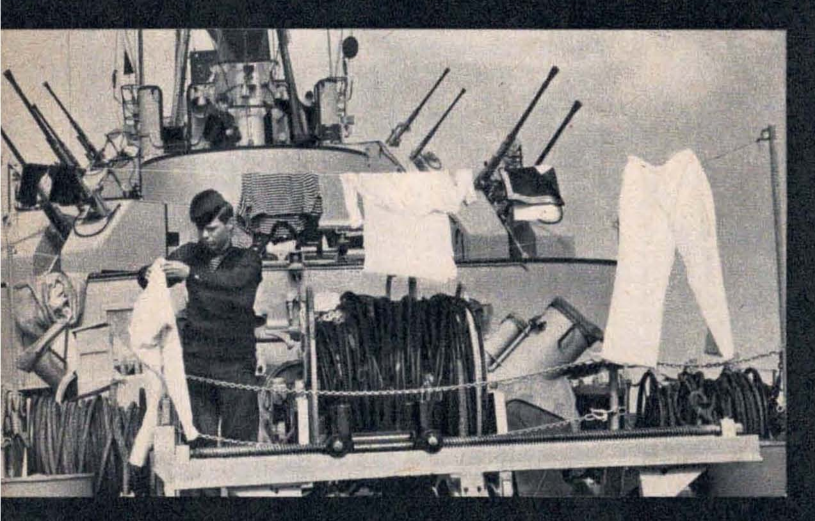
Hydrogast ist Matrose Günther Lind. Mit seiner Station ortet er Unterwasserziele. Die Station sendet Schallwellen, die beim Auftreffen auf ein Ziel reflektiert werden. Das wird sowohl akustisch (Kopfhörer) als auch optisch (Sichtgerät) wahrgenommen.



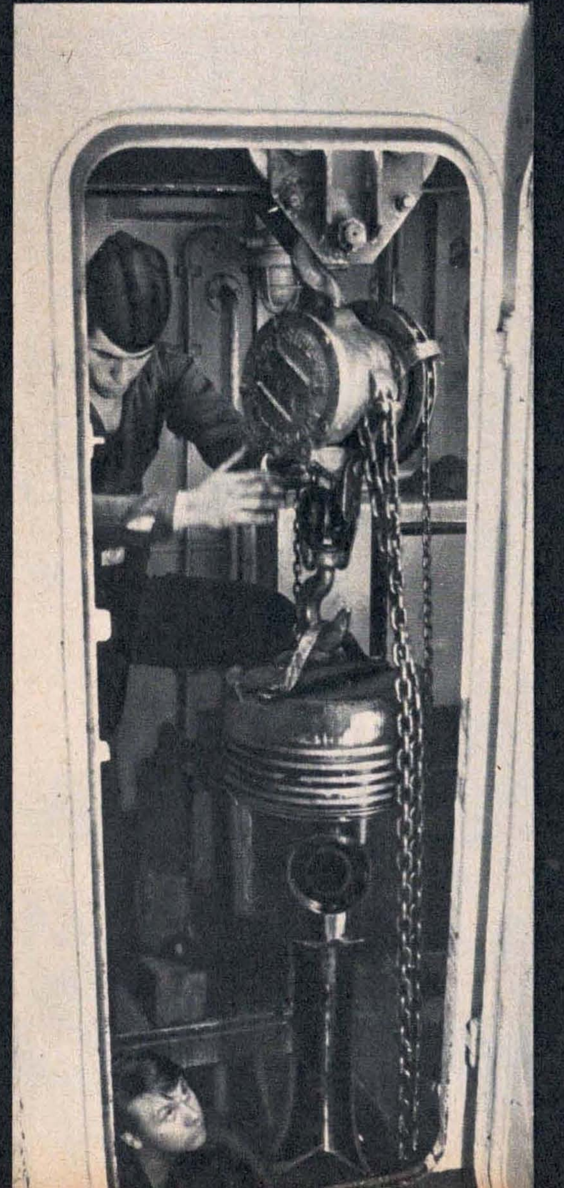
„Jockel" ist bei den Maschinisten das Stromaggregat, das die elektrische Energie für das ganze Schiff erzeugt. Auf der „Potsdam" bedient Matrose Wolfgang Hahn den „Jockel". Als der gelernte E.-Monteur an Bord kam, glaubte er, daß er nur reine E.-Technik bedienen müßte. Jetzt beherrscht er jedoch auch den Dieselmotor, der seinen Generator antreibt.



Körperertüchtigung an Bord. Das Oberdeck des Schiffes dient als Sturmbahn. Die Strecke wird teils mit, teils ohne Schutzmaske zurückgelegt. Die Norm beträgt 2 Minuten. Rekordhalter ist Stabsmatrose Kothe, der hier über das Deck rast, in 1:47 min. Verständlich, wenn er nach dem anstrengenden Lauf ausgepumpt ist.



„Leinen los!" heißt es beim Ablegen des Schiffes. „Um Himmels willen!" würde Matrose Günther Lind hier jedoch protestieren. Wo er sich mit der Wäsche solche Mühe gegeben hat! Matrosen erhalten keinen Haushalttag. Deshalb nutzen sie alle vorhandenen Möglichkeiten. Wenn es die Zeit und der Kommandant erlauben, können sie auch an Oberdeck „Leine ziehen."





Maschinenschaden. Ein dumpfer Knall erklang in der Backbordmaschine. Stop! Meldung an den Hauptbefehlsstand (HBS). Mit halber Kraft geht es in den Hafen. Der Kolben ist gerissen. Schweißbäche fließen stundenlang in der heißen, ölhaltigen Luft. Obermaschinist Maat Krenzin und Stabsmatrose Grunzke (Bild) bauen den alten Kolben aus und den neuen ein.

Signale gibt es auf dem Schiff Hunderte. Ohne sie wäre die volle Gefechtsbereitschaft undenkbar. Nicht nur der Signalgast, hier Stabsmatrose Wandschneider, sondern auch die anderen Matrosen müssen mit den wichtigsten vertraut sein. Für Anfänger ist es oft nicht einfach, sich da zurechtzufinden.

Training ist für die Besatzung das A und O, wenn sie ständig gefechtsbereit sein will. Dazu gehört auch das Kuttermanöver, das der Bootsmann leitet. Hier ist zwar kein „Mann über Bord", trotzdem ist die Kutterbesatzung schnell einsatzbereit. Rettung aus Seenot ist eine selbstverständliche moralische Pflicht jedes Matrosen.

Wache auf dem Schiff hat nichts mit dem üblichen Postenstehen zu tun. Wenn die Matrosen Wache stehen, verrichten sie ihre Arbeit in den jeweiligen Gefechtsstationen. Grob gesehen ist die Besatzung in zwei Wachen aufgeteilt: die diensthabende Wache und die Freiwache, die sich alle vier Stunden gegenseitig ablösen. Die Freizeit ist knapp.

Ziel der Ausbildung ist es, schnell einen hohen Kampfwert des Schiffes und der Besatzung zu erreichen. Im Wettbewerb zum 20. Jahrestag der DDR festigen die Genossen ihr kollektives Zusammenwirken in den Gefechtsstationen und -abschnitten, in der gesamten Besatzung. Erst die Summe aller Anstrengungen ergibt den Gefechtswert.

R. Dressel

Schrubberschwingen, eine „gymnastische Übung", die täglich wiederkehrt. Von Bug bis Heck wird morgens und abends „Rein Schiff" gemacht. Nicht nur der Bootsmann legt darauf großen Wert. Wasser fehlt nicht, offensichtlich auch nicht der Spaß, wie die Gesichter beweisen. Sauberkeit und Ordnung sind das Spiegelbild einer guten Besatzung.



POSTSACK

Abzeichen der Waffenbrüder

Wie kann man die „Dienstgrade" der Kampfgruppenangehörigen an den Ärmelstreifen erkennen?

Jegor Sawadsky, Perm/UdSSR

Die roten Ärmelstreifen an den Uniformen sind Dienststellungsabzeichen. Ein schmaler Streifen (1 cm) kennzeichnet den Gruppenführer, ein breiter Streifen (2 cm) den Zugführer. Zwei übereinanderliegende breite Streifen trägt der Hundertschafts-Kommandeur und drei der Kommandeur eines Bataillons.

Schlag(er) auf Schlag(er)

Als neugebackener Soldat finde ich es dufte, daß früh auch Schlager über den Dienststellenfunk gesendet werden. Dadurch geht vieles leichter von der Hand. Abgesehen vom UvD, aber diese Musik bringt mich schon aus dem Bett. Das hat zu Hause nicht mal meine Frau fertiggebracht.

Soldat Löwenstein, Eggesin

Der Weg geht über die MiG

Welche Bedingungen muß ich erfüllen, um Pilot eines Hubschraubers oder Transportflugzeuges zu werden?

Hartmut Degen, Schwedt

Die gleichen wie beim Jagdflieger: Abschluß der 12. oder 10. Klasse und der Ausbildung in einem artverwandten Beruf (z. B. Maschinenbau, Elektrotechnik), Alter bis 19 Jahre, flugtauglich ohne Einschränkung. Jedoch werden hierfür nur Jagdflieger, die gesundheitlich den Anforderungen für Überschallflugzeuge nicht mehr entsprechen, eingesetzt.

Achtrad-Wagen

Wird der SPW OT-64 auch in der NVA eingesetzt?

Frank Ott, Lugau

Nein, nur in der ČSSR und in Polen.

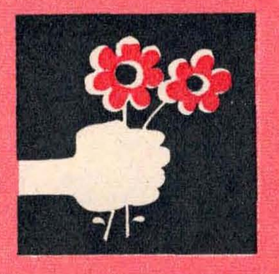
Schrittmacher

Die sozialistische Brigade „Nationale Volksarmee" im VEB Kraftverkehr Karl-Marx-Stadt hat 1968 ökonomische Spitzenleistungen erreicht. Das aus Reservisten der NVA bestehende Kollektiv leistet außerdem eine sehr gute politische Arbeit, entwickelt neue geistig-kulturelle Beziehungen und vernachlässigt auch nicht die militärische Weiterbildung. Die Patenschaftsarbeit mit der NVA-Einheit Wagner war mit dafür ausschlaggebend, daß die Brigade für eine neue Transporttechnologie mit der „Arthur-Becker-Medaille" der FDJ, als Schrittmacherkollektiv und für zusätzliche Transporte an verteidigungswichtigen Anlagen mit einer Ehrenurkunde des Ministers für Verkehrswesen ausgezeichnet werden konnte. Das Kollektiv macht dem Namen „Nationale Volksarmee" alle Ehre. Es wurde am 12. Dezember zum dritten Mal mit dem Staatstitel „Kollektiv der sozialistischen Arbeit" ausgezeichnet.

Verkehrsmeister Neuendorf, Karl-Marx-Stadt



Vignetten: Klaus Arndt



Reifegrad

Ich möchte die Offiziersschule der Landstreitkräfte besuchen. Habe ich nach einem erfolgreich abgelegten Offiziersexamen die Hochschulreife erreicht?

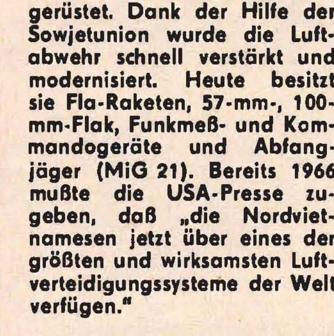
H. Scholz, Görlitz

Ja.

Das Grab der Invasoren

In unserer Klasse sprechen wir sehr oft über die Ereignisse in Vietnam. Wir bewundern vor allem den heldenhaften Abwehrkampf, den das nordvietnamesische Volk gegen die amerikanischen Luftpiraten führt. Uns interessieren dabei die von den Vietnamesen verwendeten Waffen.

Harald Tiecksen, Magdeburg



Zu Beginn des Luftterrors gegen die DRV (1964) war die vietnamesische Volksarmee nur mit Jägern vom Typ MiG 15 und MiG 17, 37-mm-, 85-mm-Flak, 12,7-mm-Fla-MG sowie französischen Beutewaffen ausgerüstet. Dank der Hilfe der Sowjetunion wurde die Luftabwehr schnell verstärkt und modernisiert. Heute besitzt sie Fla-Raketen, 57-mm-, 100-mm-Flak, Funkmeß- und Kommandogeräte und Abfangjäger (MiG 21). Bereits 1966 mußte die USA-Presse zugeben, daß „die Nordvietnamesen jetzt über eines der größten und wirksamsten Luftverteidigungssysteme der Welt verfügen."

Olympioniken begeisterten

Am Jahresende 1968 begrüßten die Angehörigen des Truppenteils Tilgner in ihrer Kaserne Mitglieder der ersten selbständigen Olympiamannschaft der DDR. Zu Gast waren die Goldmedaillengewinnerin

und Weltrekordlerin Morgitto Gummel, Bronzemedaillengewinner Harald Vollmer, der Gewehrschütze Unterleutnant Sommer sowie ihre Trainer. Oft wurden die Ausführungen der Olympioniken mit großem Beifall und Rufen „Klasse" aufgenommen. Alle Genossen unseres Truppenteils möchten auf diesem Wege noch einmal unseren Olympiateilnehmern ein Dankeschön sagen.

Oberleutnant Ittner, Eilenburg

Wem steht es zu?

Wer erhält das neue Reservistenabzeichen? Mein Freund und ich nahmen vor einigen Jahren an einer Reservistenausbildung teil; auf Grund unseres Alters wurden wir zu einem aktiven Wehrdienst nicht eingezogen.

Gefreiter d. R. Killmanns, Neubrandenburg

Alle Bürger, die gediente Reservisten oder diesen gleichgestellt sind, erhalten das Reservistenabzeichen. Sofern Ihr Reservistenwehrdienst mindestens vier Wochen dauerte, haben auch Sie einen Anspruch auf die Auszeichnung. Wenden Sie sich bitte an Ihr zuständiges Wehrkreiskommando.

Patengeschenke

Gute Unterstützung erhalten wir durch die Matrosen unseres Patenschiffes „Eisenhüttenstadt". Sie halfen uns u. a. das militärpolitische Kabinett auszugestalten und beteiligten sich an militärpolitischen Foren. Bei festlichen Veranstaltungen in unserer Stadt können wir stets Vertreter des Schiffes begrüßen. Ein Plattenspieler mit Platten, Tischtennisspiel, Volleyballnetz und -ball, das sind unsere Geschenke an die blauen Jungs. Außerdem stellt unser Rat der Stadt für bewährte Genossen des Patenschiffes nach ihrer Versetzung in die Reserve Wohnraum und Arbeitsplätze zur Verfügung.

W. Nogatz, Eisenhüttenstadt

Erkenntnisse

Trotzdem ich lange Jahre aus dem aktiven Grenzdienst ausgeschieden bin, denke ich immer wieder daran zurück. Es war manchmal schwer, wenn wir bei Sturm, Regen oder Schnee unseren verantwortungsvollen Dienst versahen. Für mich persönlich war es eine sehr gute Schule; als Arbeiterkind habe ich vieles lernen können. Die besten Grüße allen Grenzern.

Gefreiter d. R. Behling, Prerow

Räder kontra Gleisketten

Bekanntlich besitzt die NVA amphibische Schützenpanzerwagen auf Rädern, die eine vorzügliche Geländegängigkeit und hohe Geschwindigkeit aufweisen. Auch die Neukonstruktionen der Sowjetunion sind große Klasse. Wie sieht es damit nun bei der westdeutschen Armee aus?

Flieger Reinhardt, Dresden

Alle derzeitigen SPW-Typen der Bundeswehr laufen auf Gleisketten. Auch Kfz mit Reifendruckregelanlagen gibt es bisher nicht. Man versucht allerdings, den Rückstand aufzuholen und hat jetzt zwei amphibische Räder-SPW als Versuchsmuster entwickelt.





Längere Dienstzeit wird anerkannt

Einige Soldaten auf Zeit in unserer Einheit wollen nach ihrer Versetzung in die Reserve studieren. Nun gibt es bei uns unterschiedliche Auffassungen über ein eventuelles Stipendium sowie eine zusätzliche Vergütung. Können Sie die Fragen klären?

Unteroffizier Balke, Leipzig

Alle Studenten, die als Soldat auf Zeit gedient haben, bekommen – unabhängig vom Bruttoeinkommen der Eltern – ein Grundstipendium von 190 M (an Hochschulen) oder 160 M (an Fachschulen). Außerdem wird diesen Genossen ein zusätzliches Stipendium von monatlich 80 M gewährt.

Gilt auch für die Armee

Die Meldeordnung der DDR ist für alle Bürger gültig, die in der Republik wohnen oder sich darin aufhalten, d. h. also auch für Armeeangehörige. Jeder Genosse hat sich demnach bei der zuständigen VP-Meldestelle an- und abzumelden. Oft kommt es aber zu unliebsamen Dingen, weil einige Armeeangehörige meinen, sie brauchen bei einem Wohnungswechsel nicht die Volkspolizei aufzusuchen. Dieser Standpunkt ist falsch, denn alle Bürger haben die gesetzlichen Bestimmungen einzuhalten.

Oberleutnant der VP Rottenau, Neubrandenburg

So legt es auch die Innendienstvorschrift für die Angehörigen der NVA fest.

Es war in den ereignisreichen Märztagen des Jahres 1919 in Berlin. Schwierig war die Situation für die revolutionäre Arbeiterklasse. Der Januar hatte uns in blutigen Abwehrkämpfen gegen die Konterrevolution gesehen. Militärisch war das Berliner Proletariat geschlagen worden, grausam hatte Noske mit seinen Truppen gewütet — aber noch glühten revolutionäres Feuer und Kampfbereitschaft in den Herzen der Arbeiter. In ganz Deutschland fanden Streiks, Demonstrationen, Kundgebungen statt. Der Generalstreik in Berlin begann am 4. März. Vor allem forderten wir die Auflösung der Freikorps, die Bildung von Arbeiterwehren und die Anerkennung der Räte. Aber für bewaffnete Auseinandersetzungen war die Arbeiterschaft zu schwach, militärisch nicht organisiert genug und zu zersplittert. Wieder mordeten Noske-Truppen und Freikorps Arbeiter. Sich nicht zu bewaffneten Kämpfen provozieren zu lassen, war wichtig; aber nicht überall war es möglich, und nicht immer war es einfach, die erbitterten Arbeiter davon zu überzeugen.

Täglich sprach ich in Betriebsversammlungen der streikenden Belegschaften, eilte dann zur Vollversammlung der Arbeiter-und-Soldatenräte nach Berlin und abends nach Tegel, um im Parteilokal über die Situation zu berichten. An einem Abend, kurz vor Beendigung des Generalstreiks, — Vertreter der SPD und USPD verhandelten bereits in Weimar mit Vertretern der Regierung über die geschickteste Art des Verrats — begegnete ich einer Gruppe der Republikanischen Soldatenwehr, die ich aus Tegel kannte. Einer trat auf mich zu: „Morgen befreien wir die politischen Gefangenen aus dem Gefängnis Tegel! Du weißt es wohl schon?“

Ich war entsetzt: „Seid Ihr von Sinnen? Jetzt, am Ende des Streiks? Das kann nicht gelingen, sie werden Euch zusammenschießen!“

Am nächsten Vormittag, das Vereinszimmer des Lokals Lehnhardt war gedrängt voll mit Funktionären, Genossen und Sympathisierenden. Die geplante Aktion stand zur Debatte. Für mich stand fest, sie war aussichtslos und mußte mit einer Katastrophe enden. Schon die Kinder erzählten davon, und in den Betrieben wurde offen darüber gesprochen. Noske hatte garantiert schon alles für ein Blutbad vorbereitet. Es kam zu einer stürmischen Auseinandersetzung. Einer schalt mich „Verräter!“. Dann kam sogar ein Henkelbierglas geflogen. Ich fing es auf und stellte es, obwohl innerlich aufs Höchste erregt, seelenruhig auf den Tisch. So laut ich konnte, rief ich: „Ihr kennt mich, ich habe keine Angst, die Waffe in die Hand zu nehmen, im Januar habe ich es bewiesen, trotz meines lahmen Beines. Aber begreift doch, was Ihr vorhabt, ist in der jetzigen Situation glatter Selbstmord. Ich werde es verhindern, und wenn es mich das Leben kostet.“

Ich wußte nicht, ob ich die Arbeiter überzeugt hatte. Mit nachdenklichen Mienen gingen sie auseinander.

Am nächsten Tag zur geplanten Zeit machte



Der Kampf begann am 5. März

Von Jakob Weber, Arbeiterveteran

ich mich auf den Weg. Vor dem Gefängnis war niemand zu sehen. Gott sei Dank! Dann kam die Bestätigung meiner Befürchtung, daß, wenn... Vor der Biegung der Chaussee, am Eingang nach Reinickendorf-West, vernahm ich das Geräusch galoppierender Pferde und hartes Rattern. Eine Batterie schwerer Maschinengewehre näherte sich. Im Geiste sah ich die Katastrophe, die ich verhindert hatte: Hunderte Arbeiter vor dem Gefängnis. Ein Kommando des Offiziers: „Halt! Visier 200! Feuer!" Ein Gewirr schreiender Menschen, viele zu Boden stürzend, sich in ihrem Blut wälzend... Ich war glücklich — die Soldaten mußten unverrichteter Dinge abziehen. Diesmal. Hier.

In Stadtmitte jedoch hatten es der Sozialdemokrat und Arbeitermörder Noske und General Lüttwitz mit seinen Freikorps erfolgreich verstanden zu provozieren. Massen von Lockspitzeln — als „Spartakisten" deklariert — organisierten Krawalle und Plünderungen. Auf diese Weise zwang die Konterrevolution den seit dem Januar schon arg geschwächten republikanischen militärischen Organen — Soldatenwehr und Reste der Volksmarinedivision — erneut den ungleichen bewaffneten Kampf auf. Die Regierung verhängte den Belagerungszustand über Berlin.

Der Kampf begann am 5. März. Es war ein kalter Tag. Noskes Plan war raffiniert und hinterhältig. Angehörige der ehemaligen Volksmarinedivision erhielten von der Kommandantur den Befehl, den Alex von Plünderern zu säubern. Doch schon in der Alexanderstraße erhielten sie Feuer. Aus dem Polizeipräsidium! Lüttwitz-Truppen hatten sich hier verschanzt. Verzweifelt kämpften die Matrosen gegen eine Übermacht, gegen schwere Waffen, Geschütze, Minenwerfer und sogar Flugzeuge. Aber sie blieben nicht allein. Aus allen Stadtbezirken eilten Arbeiter mit Gewehren und Karabinern herbei. Sie kämpften heldenmütig, doch ihre Zahl war zu gering, und gegen Lüttwitz' Großkampfmittel waren sie nicht ausreichend bewaffnet. Zentnerschwere Minen rissen die Straßen auf, Granaten und Bomben zerfetzten die Stellungen der Arbeiter, ließen ganze Häuserfronten einstürzen.

Nur schrittweise wichen die Matrosen und Arbeiter in den nächsten Tagen zurück in Richtung Lichtenberg. Etwa 300 Mann waren sie noch, unterstützt von Bewohnern der umkämpften Straßen, die Wasser für die Maschinengewehre schleppten, heißen Kaffee, Decken heranbrachten, Verwundete pflegten.

Der Ring wurde enger, der Kampf erbitterter. Die Niederlage der kämpfenden Arbeiter leitete die Konterrevolution mit einer gemeinen Lüge ein. Beim Kampf um das Lichtenberger Polizeipräsidium in der Albrechtstraße waren zwei Beamte gefallen. Die übrigen wurden entwaffnet und nach Hause geschickt. „Vorwärts" und „BZ" aber meldeten: „Massenmord durch Spartakisten! 60 Polizeibeamte niedergemetzelt!"

Noske hatte seinen Anlaß, das Standrecht zu verhängen. Die Freikorps-Generale erhielten völlig freie Hand. Wenn man auch wenige Tage später dementieren mußte, der letzte Widerstand wurde zusammengeschossen, und für Tage raste nun organisierter Arbeitermord. Standgerichte in Höfen und Vereinszimmern von Gaststätten, Morde an Hausmauern, in Pferdeställen, auf offener Straße. Wer sich mit seinem Nachbarn nicht verstand, denunzierte ihn als Kommunisten und war ihn los! Hunderte wurden Opfer des Terrors, aber Tausende standen bereit zu neuen Kämpfen. Die junge Kommunistische Partei, verfemt, verfolgt, in die Illegalität gezwungen, erstarkte, wuchs trotz alledem. Der Kampf war nicht umsonst.



Tankisten-freundschaft

Über das brüderliche Zusammenwirken einer sowjetischen und einer deutschen Panzereinheit berichten Hauptmann Gerhard Berchert (Text) und Manfred Uhlenhut (Fotos)

Ein wenig zögernd hob Gefreiter Gunkel die Hand, um sich im Auftrage seiner Genossen zu Wort zu melden.
„Nur keine Angst, Sie bringen das schon", sprach ihm Hauptmann Voigt, sein Politstellvertreter, Mut zu. Trotzdem — mit klopfendem Herzen ging der Gefreite zum Rednerpult, blickte in die vielen, erwartungsvoll auf ihn gerichteten Augenpaare. Er war nicht gewohnt, auf einem Meeting zu sprechen — noch dazu auf einem gemeinsamen mit den sowjetischen Waffenbrüdern. Freilich, der Anlaß bewegte auch ihn sehr: die in jenen Tagen begonnenen Handlungen der verbündeten Armeen gegen die konterrevolutionäre Verschwörung in der ČSSR. Und so sprach er schließlich aus, was letzten Endes alle dachten. Daß es jetzt für jeden darauf ankomme, sein Vertrauen zur Partei- und Staatsführung, seine Treue zum Sozialismus zu beweisen; daß es gelte, voll seinen Mann zu stehen — wo auch immer es sei —, bedingungslos jeden Befehl zu erfüllen. Eine Woge von Beifall trug ihn wieder zu seinem Platz zurück. Und als dann eine gemeinsame Resolution angenommen wurde, in der auch die von ihm vorgetragenen Gedanken wiederkehrten, war beim Gefreiten Gunkel von seiner anfänglichen Zaghaftigkeit keine Spur mehr zu finden.







Seit einigen Jahren besteht die enge Verbindung zwischen den beiden Brudereinheiten. Jeden Monat wird der gemeinsame Plan bei herzlichen Begegnungen „von Haus zu Haus" mit den jeweiligen Dienstplänen koordiniert.



Viele Maßnahmen, wie Erfahrungsaustausche und Vergleichskämpfe, dienen der militärischen Qualifikation. Große Hilfe leisteten die sowjetischen Genossen ihren deutschen Waffenbrüdern aber auch bei der Einrichtung einer kompletten Lehrbasis für den T 54.

Warmmachen in der Pause. Aber auch ansonsten kommen Sport und Kultur nicht zu kurz. Unvergeßlich blieb vielen der neueingezogenen Soldaten ein gemeinsamer Besuch der Sehenswürdigkeiten ihrer Garnisonstadt.



Eigentlich war es ja auch gar nicht so selten, daß man mit den sowjetischen Genossen zusammenkam. Die Einheiten Jakuschew und Kodlin waren Nachbarn im engeren Sinne; und hinzu kam noch, daß beide im Bestand ihrer Mot.-Schützen-Truppenteile mit Panzern ausgestattet waren.

Das brachte übrigens unseren „Tankisten" großen Nutzen, als es seinerzeit für sie hieß, von den altvertrauten T 34 Abschied zu nehmen.

„Schicke mir deine Offiziere", hatte schon Wochen vorher Oberstleutnant Jakuschew dem Major Kodlin vorgeschlagen. „Ich stelle euch Fahrzeuge, Ausbilder und Lehrkabinette zur Verfügung. Und wenn ihr dann den T 54 bekommt, könnt ihr gleich voll in die Ausbildung der Besatzungen einsteigen!"

Mit Freuden wurde dieses Angebot angenommen. Die Leitungen beider Einheiten stimmten ihre Dienstpläne aufeinander ab, um nicht mit den laufenden Aufgaben in Konflikt zu kommen. Die „Umschulung" begann.

Nun könnte man vielleicht annehmen, ein solcher „Freundschaftslehrgang" würde ein wenig legerer ablaufen, ein bißchen weniger ernst genommen werden, als eine gewöhnliche dienstliche Maßnahme. In diesem Falle jedenfalls konnte davon keine Rede sein. Lehrer wie Schüler gingen mit Eifer ans Werk, exakt militärisch und vor allem gründlich.

Da war beispielsweise das Schießen mit dem zum T 54 gehörenden Fliegerabwehr-Maschinengewehr auf dem Platz der Freunde. Hauptmann Prabell, Kompaniechef in der deutschen Einheit, dirigierte den Panzer zur Feuerlinie. Zwar hatte er noch nie mit dem Fla-MG geschossen, aber er war ja kein heuriger Hase mehr und fest davon überzeugt, auch mit dieser Waffe zurechtzukommen. Als ihm aber sein Schießergebnis gemeldet wurde, machte er ein sehr erstauntes Gesicht. Alles Fehler. Kein Treffer!

„Was denn, nicht einer?" fragte er ungläubig zurück. So etwas hatte er noch nicht erlebt.

„Keiner", meinte der sowjetische Ausbilder und wies auf die vordere Befestigung des Maschinengewehres. Dort war ein Bolzen gelöst.

„Wissen Sie, Genosse Hauptmann", erklärte er dann schmunzelnd, „man sollte eigentlich vor dem Schießen die Waffe überprüfen!"

„Gottverdammich, das habe ich in der Eile vergessen!" entfuhr es Genossen Prabell mit hochrotem Kopf. „Na, das wird mir nie wieder passieren!"

Als die Einheit Kodlin ihre neuen Panzer erhielt, konnte sie dank der „sozialistischen Nachbarschaftshilfe" der sowjetischen Genossen einen spürbaren Vorlauf in der Ausbildung verbuchen — einen Vorlauf, der als größerer Kampfwert und höhere Gefechtsbereitschaft in Erscheinung trat.





einmal anders

Ein Gespräch mit dem langjährigen AR-Mitarbeiter, dem Karikaturisten Klaus Arndt

AR: Unser April-Heft wird die 150. Ausgabe der „Armee-Rundschau" sein. Sie, Genosse Arndt, sind bereits seit dem dritten Heft, also seit der Januar-Nummer des Jahrgangs 1957 mit dabei ...

K. Arndt: Vor genau 12 Jahren saßen wir uns an diesem Tisch erstmalig gegenüber.

AR: Inzwischen sind rund 600 Karikaturen und zahlreiche Postsack-Vignetten von Ihnen im Soldatenmagazin erschienen. Dafür – sicherlich auch im Namen unserer Leser – herzlichen Dank. Doch worin sehen Sie Ihren ganz speziellen Anteil an der AR? Was vermag eine politische Karikatur? Kann sie überzeugen, oder ist sie mehr ein gefühlsmäßiger Ansporn für all die Leser, die bereits überzeugt sind?

K. Arndt: Ich denke, sie stellt eines der stärksten Mittel zur Überzeugung dar, weil sie Bildsprache ist, weil sie Zusammenhänge am Beispiel verdeutlicht. Selten wird von ihr der Fakt lediglich illustriert.

AR: Und wie entsteht die Karikatur? Beispielsweise bereits im Kopf oder erst auf dem Zeichenblock?

K. Arndt: Vor allem muß man immer am Ball sein, d. h. über eine Fülle von Kenntnissen und Informationen verfügen. Deshalb habe ich auch immer das Radio laufen. Um eine Vielfalt an Ideen zu bekommen, muß man in Zeitschriften blättern, sich eben anregen lassen von der bunten Welt, auch von Märchen und Fabeln. Vor allem muß also klar sein, wo man den Gegner packen muß. Die bildliche Umsetzung geht dann recht unterschiedliche Wege.

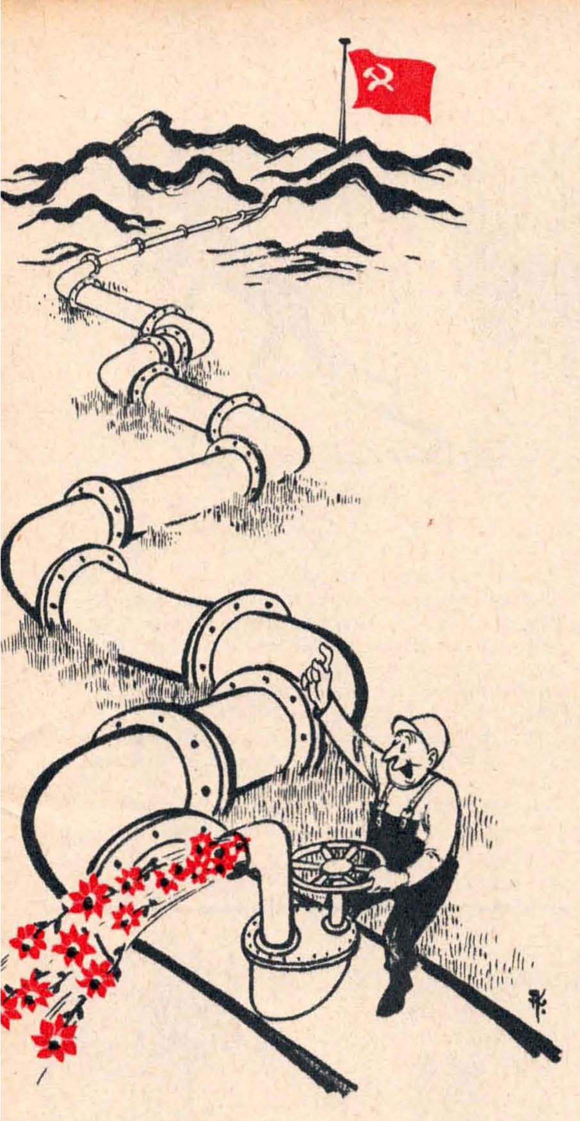
AR: Könnten Sie's am Beispiel erläutern?

K. Arndt: Nehmen wir die Dollar-Krise! Ihr Zusammenhang mit der Vietnam-Aggression war klar und zugleich Ziel der Entlarvung. Aber auch das Bild des Abtropfens entstand bereits in meinem Kopf, noch bevor ich zum Stift griff. Anders dagegen bei der Entlarvung des NATO-Manövers „Schwarzer Löwe". Da begann es mit einem leeren Blatt Papier, das bekritzelt wurde. Der Löwe als Grundelement der bildlichen Umsetzung lag ja nahe. Da habe ich einen Löwen gezeichnet, ihn versucht in eine negative Pose zu bringen, ihn mit Beiwerk auszustatten, natürlich im Zusammenhang mit Überlegungen, das könnte rein, und das müßte rein. Selbst als das Brett hinzukam, war es ursprünglich noch kein „Brett vor dem Kopf", sondern „nur" ein Transparent.

AR: Beim Durchblättern alter Jahrgänge der AR fällt auf, daß sich bestimmte Symbole und Bilder wiederholen, zum Beispiel das Hakenkreuz oder ein Atompilz als Schirm ...



Warum der Dollar schrumpft

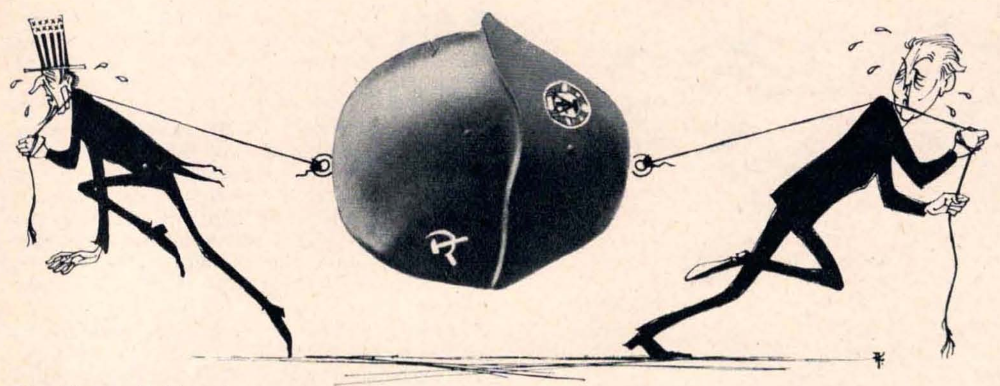


„He, Jung's, die haben sich aber zum Geburtstag was einfallen lassen!"

K. Arndt: Das Wort „Nazi" auf die Brust geschrieben – das ist keine Karikatur. Da benutzt man eben das Hakenkreuz als Symbol, und das gilt doch mindestens für jeden dritten führenden westdeutschen Politiker oder Militär. Die sich noch 1947/48 versteckt hielten, tauchten dann irgendwo als Bürgermeister auf und nehmen heute die höchsten westdeutschen Staatsämter ein. Wenn sie nicht weggejagt werden, wird es ein biologisches Problem. Die Hakenkreuze werden dann in der Karikatur bleiben, bis diese Nazis weggestorben sind...
AR: Und den Neonazis alle Posten überlassen haben.
K. Arndt: Ja natürlich, auch dann werde ich es, falls sich „drüben" bis dahin die Verhältnisse nicht geändert haben, wohl noch verwenden müssen. Anders ist es jedoch bei der Wiederholung von Bildern. Das ist mir dann selbst nicht bewußt geworden. Man vergißt ja auch seine eigenen Arbeiten. Und Gedanken gehen eben oft in die gleiche Richtung – manchmal so verblüffend gleich, selbst bei verschiedenen Leuten.
AR: Die – übrigens doch seltene – Wiederholung bestimmter Bildelemente im Verlaufe Ihrer Mitarbeit an der AR hat aber wohl ihre tiefste Ursache darin, daß wir es mit dem gleichen Gegner, dem gleichen System und damit häufig mit den gleichen Themen zu tun haben.
K. Arndt: Die Atombewaffnung und der aggressive Drang nach Osten zum Beispiel waren in der Tat seit Anbeginn unsere Themen. Natürlich heißt das weder, daß wir uns diese Gefahren nur vorgegaukelt haben, noch, daß wir erfolglos gewirkt haben. Bonn ist ja nun einmal einer der wenigen Staaten, die den Atomwaffensperrvertrag nicht unterzeichnet haben. Oder nehmen wir die Aussagen des zu uns gekommenen westdeutschen Wissenschaftlers über die Arbeit westdeutscher Laboratorien an biologischen Kampfmitteln. Eines der lahmen Dementis lautete, er hätte laut Bundesverfassung sogar die Pflicht gehabt, das in Westdeutschland anzuzeigen. Wen denn anzeigen? Die Institute unterstehen doch dem Kriegsministerium. Die westdeutschen Militaristen



„Schwarzer Löwe" mit Brett vor dem Kopf



Magdeburger Halbkugeln

also bei den westdeutschen Militaristen anklagen?

AR: Genosse Arndt! Dieser Gegner ist aggressiv, rücksichtslos, brutal. Läuft die Karikatur nicht die Gefahr, ihn zu verharmlosen? Eine Ihrer früheren Karikaturen stellte zum Beispiel als Idealtyp des Bundeswehrunteroffiziers einen Muskelprotz mit winzigem Kopf dar.

K. Arndt: Das würde ich heute auch nicht mehr so darstellen. Denn allein die technische Entwicklung zwingt die Bundeswehrführung, mehr als einen sturen Schleifer auszubilden. Die Karikatur „Schwarzer Löwe" allerdings scheint mir gelungen. Der Militarismus ist dort nicht ungefährlich, sondern unbelehrbar dargestellt. Allerdings mit einigen Bildelementen, die aussagen sollen, daß er nicht mehr die alte Stärke besitzt. Wobei ein angeschlagener Löwe ja bekanntlich besonders aggressiv ist.

AR: Der Veränderung des Kräfteverhältnisses war auch – vielleicht erinnern Sie sich noch daran – Ihre erste Karikatur in der AR gewidmet. Sie stellte zwei Omnibusse dar. Der eine sollte den Sozialismus, der andere den Ka-

„Wenn man so zurückblickt, kann man einfach nur JA sagen!"

pitalismus symbolisieren, und der sozialistische war im Begriff, den anderen zu überholen. In dieser jüngeren Arbeit hier zeigen Sie sich wieder als Straßenverkehrsfachmann.

K. Arndt: Im Prinzip vollzieht sich ja unsere Entwicklung so, wie ich sie in der ersten Arbeit für die AR dargestellt hatte, obwohl das Überholen doch komplizierter ist, als ich es mir damals vorstellte. Die jüngere Arbeit halte ich persönlich für sehr aussage- und überzeugungskräftig. Drückt nicht bereits ein Blick in den Rückspiegel die Vorwärtsbewegung aus? Und symbolisiert die Industrie nicht unseren ganzen Aufbau? Und war die neue Verfassung für uns etwa nicht ein Meilenstein? Schließlich schwingt meine optimistische Überzeugung darin, daß es auf diesem bewährten Wege morgen und übermorgen noch günstiger für uns aussehen wird.

AR: Kollege Arndt...

K. Arndt: Genosse Arndt!

AR: Natürlich! Entschuldigung! Die Macht 10-jähriger Gewohnheit! Wahrscheinlich haben wir Sie vor 12 Jahren sogar als „Herr Arndt" angesprochen. Jedenfalls kamen wir damals bereits zu Ihnen. Es gab ja aber wohl einmal eine Zeit, in der Sie – als Pressezeichner noch unbekannt – von Redaktionstür zu Redaktionstür zogen. Fallen Ihre ersten beruflichen Schritte nicht mit der Gründung der DDR zusammen?

K. Arndt: Ja, ungefähr. An der Schule war das Zeichnen übrigens noch nicht mein Hobby. Meine erste „1" im Zeichnen bekam ich fürs Lumpensammeln. Eben dafür vergab der Zeichenlehrer, der uninteressanteste Mann an der Schule, seine Noten. Ja, und dann, 1948, machte ich die Mittlere Reife. Mein Vater war im Krieg verschollen, und ich mußte mir einen Beruf suchen, um Geld zu verdienen. Während dreier Semester an einer Westberliner Schule für Pressezeichner habe ich für andere Leute Wasser geschleppt, Kohlen getragen und Einkäufe gemacht. Meine erste politische Karikatur erschien dann in der „National-Zeitung". Wir hatten uns doch damals über unser Berufsbild kaum Gedanken gemacht. Wir wollten in die Zeitung, ganz gleich womit. Und so waren wir eben Witzezeichner. Eines schönen Tages aber sagte die Redaktion: „Wir müssen in der betreffenden Spalte ein höheres Niveau erreichen und ab und an auch eine Karikatur drukken. Wenn du das machst, arbeiten wir gern weiter mit dir zusammen." Und so entstand dann, noch mehr gezwungen als aus innerem Drang, die erste politische Karikatur. Es war eine auf die Westberliner Stupo, die Knüppelgarde. Da waren zwei Polizisten mit Ohrenschützern zu sehen – das war die ganze Karikatur und sollte etwa aussagen: Sie können schlagen, aber wollen nicht hören.

AR: Heute sind Sie den Lesern des „ND", der „Neuen Deutschen-Bauern-Zeitung" und nicht zuletzt den hunderttausenden der „Armee-Rundschau" ein Begriff. Weniger bekannt



Kiesinger: „Eins rechts – keins links – eins rechts..."

dürfte sein, daß Sie auch der zeichnerische Vater der Flora und Jolante und der einstigen AR-Figur Spatz Schlaukopf sind. Bei rund 600 Karikaturen in der AR, Genosse Arndt, darf man wohl auch erwähnen, daß einige andere nicht in die Zeitschrift kamen. Meist erzielten wir in der Diskussion einhellige Meinung darüber, ab und an aber wohl auch nicht. Haben Sie gegrollt darüber?

K. Arndt: Ach was, das wäre ja etwa so ein Standpunkt wie bei Kindern: „Der Lehrer ist ja dof." Die Diskussionen haben mir doch sehr geholfen, daß ich eben heute auch Mitglied der Partei bin. Das hatte keine dramatischen Höhepunkte, das war vielmehr eine ganz logische und beständige Entwicklung. Die Praxis hat mir eben bewiesen, daß unsere Politik richtig ist. Manchmal war mir das nicht voll und ganz klar. Nehmen wir die Grenzsicherungsmaßnahmen in Berlin. Ich sah, daß 1961 etwas geschehen mußte. Ich sah auch keinen anderen Weg – und doch war ich etwas unschlüssig. Nehmen wir aber heute nur unsere wirtschaftlichen Fortschritte. Sie beweisen doch auch, daß damals der Entscheid zur Grenzsicherung richtig war. Alles in allem: Die politische Auseinandersetzung, die bei der ersten Karikatur so etwas wie eine Zwangsjacke war, ist mir zum Bedürfnis geworden.

AR: Worauf sich auch, Genosse Arndt, unsere Zuversicht gründet, daß die AR für weitere 12 Jahre auf Sie als Mitstreiter bauen kann.

... und auch mal ins



In seinem mit Akribie geführten Terminkalender ist es schwarz auf weiß festgehalten: An einundfünfzig von den dreihundertsechsundsechzig Abenden des letzten Jahres hatte Gefreiter Wolfgang Pertner Ausgang. Hinter neun dieser Daten sind Stücke-Namen notiert: „Der aufhaltsame Aufstieg des Arturo Ui", „My fair Lady", „In der Sache J. Robert Oppenheimer", „Der Stellvertreter", „Mann ist Mann", „Der Drache", „Viet Nam Diskurs", „Ritter Blaubart" und „Siebentens: Stiehl ein bißchen weniger".

Wer sich ein wenig in Theaterspielplänen auskennt, sieht bereits an den Titeln, daß Wolfgang in der DDR-Hauptstadt dient. Ohne Zweifel hat er bei dem umfangreichen Theaterangebot Berlins Möglichkeiten genug, oft Gast der Muse Thalia zu sein und sie im unterschiedlichsten Gewand zu erleben. Das Glück hat nicht jeder, und manche, denen es ebenso hold ist, schmieden es nicht. (Oder ihre Kulturoffiziere und FDJ-Organisationen ebnen ihnen nicht die Wege!) Während Wolfgangs Klubrat und Jugendgruppe sich erfolgreich bemühen, aus möglichst vielen Ausgängern regelmäßige Theatergänger zu machen, sieht man in der „Friedrich-Engels-Kaserne" offenbar den Wald vor lauter Bäumen nicht – sprich: Die sieben Bühnen, die sich in einem Radius von siebenhundert Metern um den alten Backsteinbau gruppieren. AR erkundigte sich an drei Abenden bei 47 Ausgängern besagten Truppenteils, was sie vorhaben. Nur zwei hatten sich ein Theater als Ausgangsziel erkoren. Allein, aus eigener Initiative, von niemandem auf den Spielplan und die sich ihnen bietenden Möglichkeiten hingewiesen. Angesichts dessen erscheint es zwar nicht verwunder-, dafür aber sehr befremdlich, wenn Hella Siewert vom Berliner Ensemble resigniert gesteht, daß sie sich nun schon seit nahezu sieben Jahren die Zähne

Die aktuelle Umfrage

Theater?

EDENS

ausbeißt, um die dreihundert Meter zwischen Theater und Kaserne zu überbrücken und einen Kontakt zu dem dort stationierten Truppenteil herzustellen.

BE-Dramaturg Klaus D. Winzer kann zwar auf etliche Sammel- und Einzelbestellungen der NVA aus der Republik (beispielsweise auf die Karte des Fliegers Eckart Rudow aus Brandenburg, mit der er um die Übersendung eines Spielplanes bittet, weil er, in Suhl beheimatet und durch seine Einberufung jetzt in die Nähe Berlins gekommen, gern die Aufführungen des weltbekannten Brecht-Theaters sehen möchte) verweisen, aber kaum auf eine Resonanz bei den unmittelbaren NVA-Nachbarn. „Dabei könnten wir den Genossen Einführungsgespräche vermitteln, um sie mit der Brechtschen Spielweise bekanntzumachen. Wir sind bereit, die Theaterbesuche mit dem politischen Schulungsprogramm zu koordinieren und Empfehlungen zu geben, welches Stück für welches Thema geeignet wäre. Natürlich kann man auch darüber sprechen, was geschieht, wenn Karten wegen plötzlicher dienstlicher Maßnahmen nicht genutzt werden können. Von unserer Seite wollen wir alles tun, um den Genossen der NVA den Weg ins Theater zu ebnen. In den zwanzig Jahren seines Bestehens war gerade dem BE nie daran gelegen, allein für ein intellektuelles Publikum zu spielen. Unser Publikum sehen wir im werktätigen Volk der DDR, aus dem sich die NVA rekrutiert und dem sie dient. Dieses Publikum liegt uns am Herzen. Mit ihm wollen wir eng und gegenseitig voneinander lernend zusammenarbeiten. Weil wir zusammengehören."
In diesem Sinn ist das BE-Programm das aller Theater unserer Republik. Ihre Häuser stehen auch in fünfunddreißig Garnisonstädten. Verlassen wir also die Hauptstadt mit ihren großen, repräsentativen Theatern und gehen wir nach Döbeln, in eine kleine Stadt mit einer der kleinsten Bühnen.

Als erstes fällt auf, daß Kommandeur und 1. Stellvertreter der am Ort befindlichen Einheit regelmäßige Besucher des Kreistheaters sind. Als zweites, daß der Abend des Vereidigungstages traditionell dem Theater gehört. Als drittes, daß – nach dem Bericht des Kanoniers Horst Trepte – bei den meisten Genossen aller zwei Monate ein Theaterausgang auf dem (Freizeit-) Programm steht. Als viertes, daß die Einheit nach ihrer Rückkehr von der militärischen Hilfsaktion für die ČSSR von Intendant Kurt Frank-Zwarg mit hundert Freikarten ausgezeichnet wurde.

Birgit von Gagern, Regisseurin, und Dieter Frenzel, Dramaturg, heben das produktive Element im gegenseitigen Kontakt hervor. Beide denken dabei vor allem an das weit über Mitternacht hinausgehende Foyergespräch mit einigen Dutzend Genossen über die Aufführung der Volksoper „Ero, der Schelm". Dem Besuch war ein einführendes Gespräch vorausgegangen, das Dieter Frenzel mit den Soldaten führte. In der nächtlichen Zusammenkunft dann wurde heiß debattiert. Nach dem Urteil der beiden Theaterleute „mit erstaunlicher Sachkenntnis

und starkem persönlichen Engagement. Auffallend war, daß nicht Randprobleme im Vordergrund standen, sondern in der Tat die Grundfragen der Inszenierung. So gab es wesentliche Einschätzungen über die Anlage der Titelgestalt, namentlich im Hinblick auf den Vergleich, der sich zwischen dem jugoslawischen Schelm Ero zu dem deutschen Eulenspiegel ziehen läßt. Die Unterhaltung gab uns allen manchen Denkanstoß. Es war ein nützlicher Gedankenaustausch. Frappierend war für uns auch, daß die Soldaten nicht einfach nachplapperten, was eventuell ein Vorgesetzter gesagt hatte, sondern eigene Meinungen hatten. Solch ein Publikum lobt man sich – und wünscht es sich jeden Tag."

Das Dankeschön der Theaterleute wird von den beteiligten Soldaten erwidert. Unterfeldwebel Reinhard Scholz und Funker Bernd Rost gestehen, daß sie aus diesem Gespräch „im Grunde genommen noch mehr mitgenommen haben als aus der Aufführung selbst." Schlußfolgerung beider: „Im Plan des Kompanieklubs dürfen nicht nur lediglich Theaterbesuche stehen. Was außerdem? Nun, wir denken dabei an mehr Diskussionen mit den Theaterleuten, an einen Blick hinter die Kulissen oder an Besuche von Proben, so daß man schon im Entstehungsprozeß einer Inszenierung über bestimmte Probleme sprechen kann. Das Theater ist gleichfalls daran interessiert. Also kommt es jetzt darauf an, beides unter einen Hut zu bringen." Was bei dieser produktiven, den Kämpfern mit der Waffe wie denen mit der Kunst gleichermaßen dienlichen „Waffenbrüderschaft" wahrscheinlich keine Schwierigkeiten machen dürfte, möchte ich hinzufügen.

Berlin und Döbeln reichen gewiß nicht aus, um festzustellen, ob und wieviele Soldaten im Ausgang auch mal ins Theater gehen. Und so befragte AR in sieben weiteren (Theater-) Garnisonstädten wahllos 122 Ausgänger. Das Resultat: 5 % haben (leider) noch nie einen Tempel der Muse Thalia betreten. 12 % taten es erstmals, nachdem sie Soldat geworden waren. Während ihrer Armeezeit gehen 20 % regelmäßig ins Theater, 18 % hin und wieder, 28 % nur ganz selten und 34 % nicht. Eine Erklärung für dieses wohl kaum sehr rosige Bild mag darin liegen, daß sich nur achtundzwanzig Genossen an theaterempfehlende und inspirierende Maßnahmen ihrer Klubräte und FDJ-Organisationen erinnern können. Dabei ist, wie Edi Weeber-Fried, Chefdramaturg des Landestheaters Dessau, jüngst bei Unterhaltungen mit Soldaten, die zum ersten Mal ein Theatererlebnis hatten, feststellte, „eine große Aufgeschlossenheit zu erkennen. Sie sehen im Theater nicht einen Amüsierbetrieb, wollen also nicht nur unterhalten werden, sondern bleibende Eindrücke mitnehmen, die ihren Horizont erweitern und zur Erziehung der Gefühle und des Verstandes beitragen."

Der erzieherische und bildende Wert gerade des Theaters wird offenbar von manchen Kommandeuren, aber auch von einigen FDJ-Organisationen noch unterschätzt. Ihnen sei ins Stammbuch geschrieben, was Kompaniechef Hauptmann Rainer Baus sagt: „Durch die gute Arbeit unseres Klubrates haben 60 % aller Genossen ein Theateranrecht und nutzen es regelmäßig. So haben wir uns nach einer Diskussion über Gorkis Buch ‚Die Mutter' im Dessauer Landestheater das gleichnamige Schauspiel angesehen. Daß der Theaterbesuch in meiner Kompanie stark zugenommen hat, wirkt sich auch günstig auf die Disziplin und das allgemeine Benehmen der Soldaten, untereinander und in der Öffentlichkeit, aus. Schon nach den ersten Theatererlebnissen registrierte ich eine Diskussionsfreude, die es vorher in dem Maße nicht gab. Das Kollektiverlebnis Theater trug zur Festigung des Kollektivgeistes bei. Mein persönliches Ziel für 1969 ist deswegen, 80 % aller Genossen für den regelmäßigen Theaterbesuch zu gewinnen."

Zur Nachahmung bestens empfohlen – dort, wo es möglich ist oder sich Möglichkeiten schaffen lassen.

Ihr

Karl Heinz Freitag



Rund 12 000 Soldaten, Unteroffiziere, Offiziere und Zivilbeschäftigte – die meisten von ihnen sind in über 3000 Kollektiven zusammengeschlossen – beteiligten sich im letzten Jahr aktiv in der Neuererbewegung der Nationalen Volksarmee. Was mag sie veranlassen, zu forschen, zu entwickeln, zu bauen – viele Stunden ihrer karg bemessenen Freizeit an einem neuen Gerät oder an einer verbesserten Anlage zu arbeiten?

Erste Antwort kann man in einem Aufruf der Kooperationsgemeinschaft der Neuererkollektive des Verbandes Schmidt, Dienstbereich Luftstreitkräfte/Luftverteidigung finden, den sie im November vergangenen Jahres an alle Neuerer der Nationalen Volksarmee richtete.

„Zu Ehren des 20. Jahrestages der Gründung der Deutschen Demokratischen Republik", heißt es darin, „wenden wir uns an alle Neuerer und Neuererkollektive der Nationalen Volksarmee, Schrittmacherleistungen von höchster Effektivität für die Gefechtsbereitschaft unserer Truppenteile und Einheiten zu vollbringen."

Verweilen wir zunächst ein Weilchen bei dem Wort Kooperationsgemeinschaft. Ein vielgebrauchter Begriff – aber im Zusammenhang mit dem Neuererwesen in der Nationalen Volksarmee wird er zum ersten Mal genannt. Und er bringt uns der Antwort auf unsere Frage ein weiteres Stück näher.

Die Revolution im Militärwesen bedingt, daß in die Nationale Volksarmee neben anderer hochwertiger Kampftechnik immer mehr elektronische Datenverarbeitungsmaschinen, BMSR-Technik, feinmechanisch-optische und elektronische Meßgeräte eingeführt werden. Das stellt auch die Neuerer vor die Aufgabe, durch ihre Tätigkeit bei der schnelleren Einführung und optimalen Anwendung derartiger Führungsmittel mitzuhelfen.

Aber ein einzelner Neuerer oder selbst ein Neuererkollektiv kann solche Probleme nicht lösen. Dazu bedarf es einer wissenschaftlich geplanten, zielgerichteten Arbeit vieler Neuerer bzw. mehrerer Neuererkollektive.

Diese Überlegungen stellten auch Major Ing. Drescher, Oberleutnant Rabenau, Oberleutnant Baumann und andere Neuerer aus den funktechnischen Einheiten des erwähnten Verbandes an. Sie kamen überein, in ihrem Bereich eine Kooperationsgemeinschaft der Neuererkollektive zu bilden. Das war im August 1966. Und seit Juni vergangenen Jahres wird diese Kooperationsgemeinschaft zentral geleitet. Sie besteht heute aus 12 Kollektiven mit insgesamt 120 Mitgliedern. Sieben Projekte wurden bisher realisiert, darunter z. B. die Kopplung von zwei Funkmeßstationen auf einen Bildschirm. Dafür erhielten die Neuerer auf der XI. Messe der Meister von Morgen in Leipzig ein Diplom. Gegenwärtig befinden sich bereits neue Themen in Vorbereitung; z. B. die Fernsynchronisation von Funkmeßstationen oder ein Tonkanal für Höheneingaben.

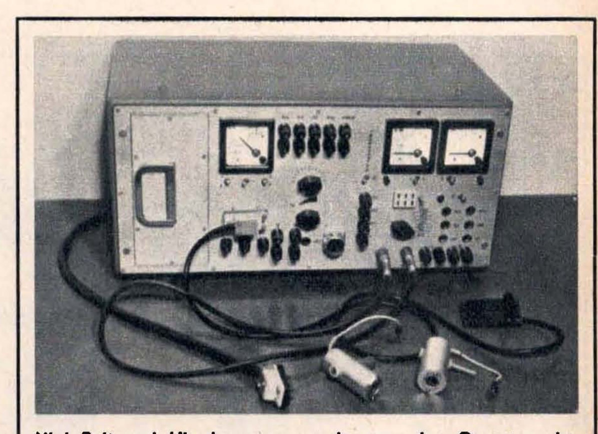
Und mit ihren Projekten – die letztlich alle dazu beitragen, die Gefechtsbereitschaft und



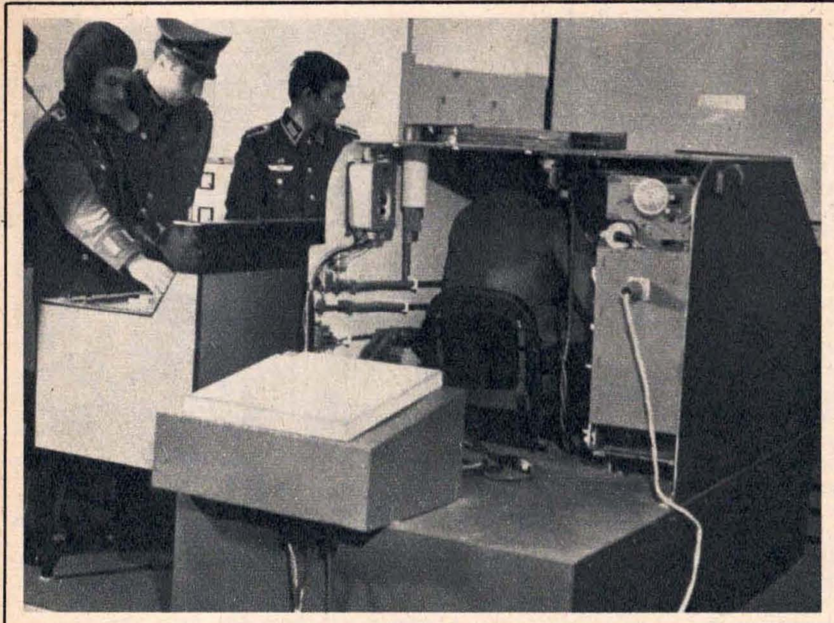
Wie sieht es im Lauf der MPi oder des IMG aus? Der von Wachtmeister Kaminski entwickelte Kontrollspiegel kann ohne viel Umstände Antwort darauf geben. Einfach im Aufbau, billig in der Herstellung und handlich in seinen Ausmaßen ist er das richtige für eine Laufbeurteilung.

NEUERER im Waffenrock

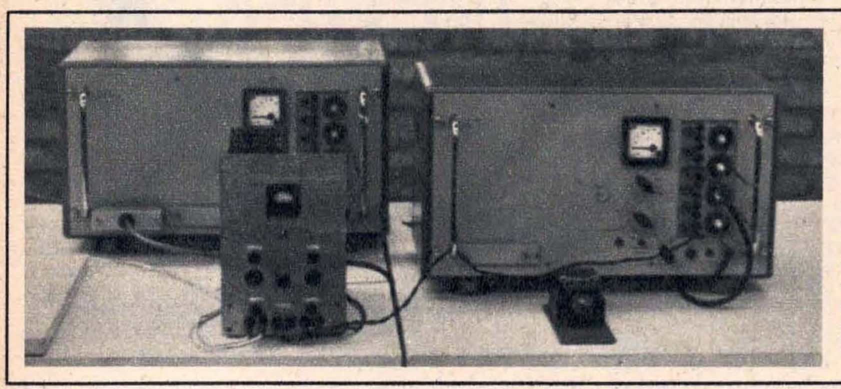
Von Leutnant d. R. Detlef Franke



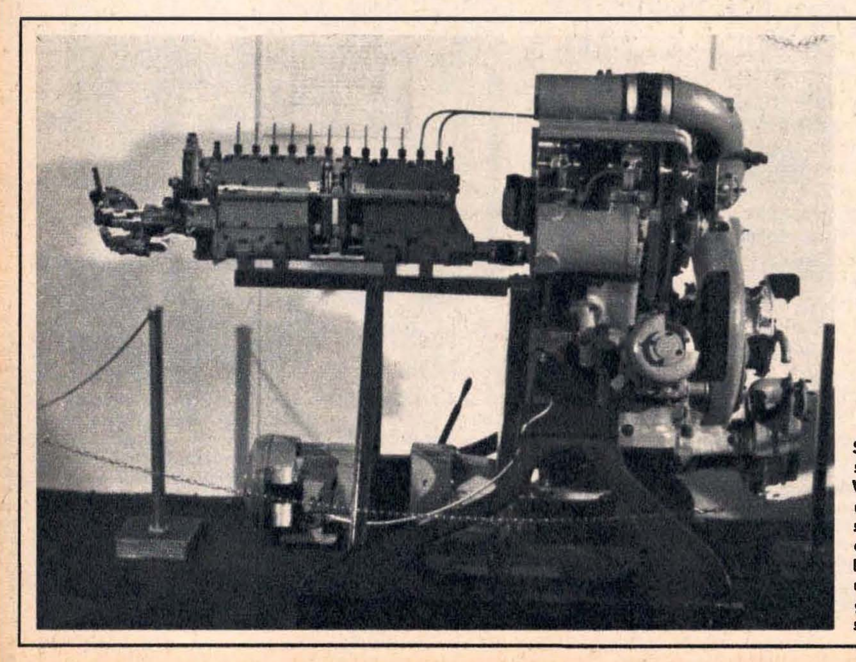
Viel Zeit und Überlegungen wurden von den Genossen des Neuererkollektivs Peschke in dieses Gerät investiert. Das Stromversorgungs- und Prüfgerät für Funkstationen ermöglicht es, bei Normwertmessungen während der Instandsetzung alle erforderlichen Meßgeräte anzuschließen und durch den Geräteschalter wahlweise zusammenzuschalten.



Wie auf der Fahrschulstrecke muß der Fahrschüler im Panzertrainer handeln, wenn er seine Aufgabe zur Zufriedenheit des Ausbilders erfüllen will. Das vom Neuererkollektiv des Genossen Oberstleutnant Dipl.-Ing. Kraatz gebaute Trainingsgerät ermöglicht die Fahrausbildung ebenso effektiv zu gestalten wie im Panzer selbst.



Unscheinbar sieht das graue Kästchen vor den beiden Empfängern aus, und doch können beide Empfangsstellen mit nur einem Sender (früher zwei) bei gleicher Frequenz arbeiten, weil die von Maat Rost und Meister Perleberg konstruierte Leitungsweiche das ermöglicht.



Schnitt- und Funktionsmodelle sind stets gute Helfer in der Vermittlung technischer Kenntnisse. Das von Stabsobermeister Glawe geschaffene Modell eines Motors M 50-f3 ahmt alle Funktionen wirklichkeitsgetreu nach. Der Antrieb der Aggregate, ihr Einbau und ihre Einstellung sind im Schnitt sichtbar.

den Kampfwert unserer Armee zu erhöhen – sind die Menschen gewachsen. Als Beispiel mag hier der Genosse Roller stehen. Major Ing. Drescher, der Leiter der Kooperationsgemeinschaft, erzählt über ihn:

„Genosse Roller, ein guter Soldat und tüchtiger Neuerer, hat für all unsere Projekte die Kabelbäume entworfen und in Serie gefertigt. Im vergangenen Herbst, kurz vor seiner Entlassung, kam er zu mir und fragte, ob für die nächsten fertigzustellenden Arbeiten noch Kabelbäume benötigt werden. Ich bejahte. Am Tage seiner Entlassung übergab er sie mir. Er erklärte sich bereit, auch als Reservist an unseren Projekten mitzuarbeiten – gewissermaßen als sein Beitrag zur Landesverteidigung."

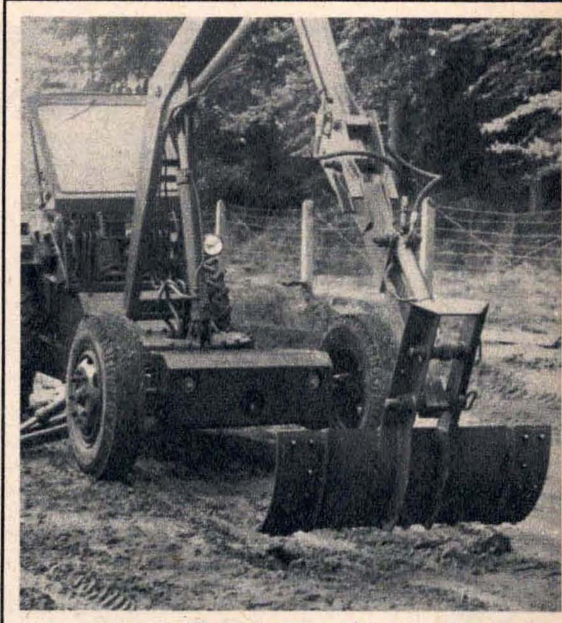
Solche Neuerer gibt es nicht nur im Dienstbereich der Luftstreitkräfte/Luftverteidigung.

Da arbeitet im Verband Krysmann, Militärbezirk Neubrandenburg der Landstreitkräfte, seit nunmehr vier Jahren unter der Leitung von Hauptmann Ing. Franz das Neuererkollektiv „Elektronik". Allein im zweiten Halbjahr 1968 haben seine vierzehn Mitglieder – vorwiegend Soldaten und Unteroffiziere – 13 Neuerungen realisiert. Auf der letzten MMM in Leipzig waren sie mit sechs Exponaten vertreten. Für das von Oberleutnant Weißbach entwickelte Trainingsgerät zur Vorbereitung von Raketen auf den Start brachten sie ein Diplom mit nach Hause. Gegenwärtig arbeiten die Neuerer um Hauptmann Ing. Franz an neuen Technologien und entsprechenden Geräten zur schnelleren planmäßigen Instandsetzung der Nachrichtentechnik. Das ist ihr Beitrag im Wettbewerb „Marschrichtungszahl 20 – Orientierungspunkt 7. 10.".

Oder das Kollektiv des Gefreiten Jürgen Ramm aus einer Einheit der Truppenluftabwehr des Militärbezirks Leipzig der Landstreitkräfte. Es zählt nur vier bis fünf Genossen und besteht erst seit August 1967. Doch sieben Neuerervorschläge stehen bei ihm bereits zu Buche. Aufmerksamkeit erregten die Genossen mit einem stufenlosen Tonbandregelgerät, das ebenfalls auf der letzten MMM zu sehen war. Die Anlage dient zur stufenlosen Regelung eines Tonbandgerätes für die Höarausbildung der Funker aller Hörklassen. Das in einem Tempo von 80 Zeichen in der Minute aufgenommene Tonband kann stufenlos mit einer Geschwindigkeit von 50 bis 110 Zeichen in der Minute abgespielt werden. Früher waren dazu 25 Tonbänder nötig. Mit dem Gerät wird eine höhere Effektivität der Funkausbildung erreicht.

Zur Zeit entwickeln die Neuerer der Einheit Frenk ein elektrisches Zielnummernanzeigegerät für Luftziele, das zum Einbau in Führunsstellen bestimmt ist. Jürgen Ramm, ein Mechaniker aus dem Fernmeldewerk Leipzig, ist sich bei allen Vorhaben auch der ideellen und materiellen Unterstützung seines ehemaligen Betriebes sicher.

Auch Stabsobermeister Erhard Leckelt und Obermaat Wolfgang Reichardt von unserer Volksmarine, um noch ein Kollektiv zu nennen,



Dieses Zusatzgerät für den T 157 entwickelten die Genossen um Leutnant Schlagowski. Es ermöglicht, schnell Grabenprofile, Vorfluter usw. herzustellen bzw. instandzuhalten.

haben bereits wertvolle Neuerungen geschaffen. So ist u. a. ihr Fernschaltprüfgerät ein wichtiges Hilfsmittel für jeden Fernschreibgast, mit dem er selbständig Fehler an seinem Fernschreiber feststellen und beseitigen kann.

Diese Beispiele lassen sich beliebig fortsetzen. In jedem Bereich unserer Volksarmee finden wir Neuererkollektive, die so erfolgreich arbeiten. Für sie alle trifft zu, was der Stellvertreter des Ministers für Nationale Verteidigung, Generalmajor Fleißner, auf der Neuererkonferenz im vorigen Jahr feststellte; viele junge Armeeangehörige helfen auch im Neuererwesen mit, Probleme der Revolution im Militärwesen zu lösen. In diesem Zusammenhang ist noch eine Zahl interessant. 1968 wurden insgesamt 8941 Vorschläge eingereicht. Davon waren 7214 verwendungsfähig. Ihr Nutzen steigerte sich gegenüber 1967 auf 155 %.

Um wieder auf die eingangs aufgeworfene Frage zurückzukommen: Dank der großen Initiative besonders der Freien Deutschen Jugend in der NVA wird das Neuererwesen in unserer Volksarmee bei höherer Qualität immer mehr zu einer Massenbewegung. Neben ihrem großen Interesse an der Technik fühlen sich die Tausende Soldaten, Unteroffiziere, Offiziere und Zivilbeschäftigte mitverantwortlich für eine ständig hohe Gefechtsbereitschaft und Kampfkraft ihrer Einheiten und Truppenteile. Mit ihren Neuerungen wollen sie einen eigenen schöpferischen Beitrag dazu leisten.

...GEGEN JEDEN FEIND

Wer rückt aus Fabriken, aus Dörfern und Schmieden,
wer stellt sich auf Posten, wer hält für euch Wacht?
Wer schützt mit Geschützen dem Volke den Frieden,
wer hält eure Henker und Mörder in Schach?
Das sind wir, die bereit und entschlossen
auf der Wacht sind zu Land und zur See,
das sind wir, das sind eure Genossen
in der Arbeiter-Bauern-Armee.

Erwin Burkert, Major d. R.

Den Eingang des Hauses Luisenstraße 58—60 in Berlin ziert eine bronzene Tafel mit der Aufschrift: Volkskammer der Deutschen Demokratischen Republik. Hier wurde der erste Präsident der Republik vereidigt, hier wurde die erste Verfassung beschlossen, hier auch kommen die Abgeordneten am 18. Januar 1956 zu einer historischen Sitzung zusammen. Generaloberst Willi Stoph, Stellvertreter des Ministerpräsidenten und Minister des Innern begründet den Gesetzentwurf zur Schaffung einer Nationalen Volksarmee der DDR.

Einstimmig beschließt die Volkskammer: Es wird eine Nationale Volksarmee geschaffen.

Die 3. Parteikonferenz der SED im März 1956 charakterisiert die NVA als Kern der zuverlässigen Landesverteidigung der DDR. Die Stärke und Unbesiegbarkeit der NVA liegt in ihrer Führung durch die SED, in den sozialistischen Klassenbeziehungen, in der Einheit von Volk und Armee sowie in der Waffenbrüderschaft mit der Sowjetarmee und den anderen verbündeten sozialistischen Armeen.

Bewaffnete Organe und Landesverteidigung in 20 Jahren DDR

III

1956–1957

Hohe Anforderungen stellt die Regierung an die Kommandeure, Politorgane und Parteiorganisationen der SED in der NVA, gilt es doch, in kürzester Frist eine kampfstarke sozialistische Armee aufzubauen, die sich nur aus Freiwilligen rekrutiert; denn in der DDR gibt es vorläufig noch keine Wehrpflicht.

Um Kader heranzubilden, werden Offiziersschulen der Land-, Luft- und Seestreitkräfte gebildet. Bataillonskommandeure und höhere Stabsoffiziere werden auf der im Herbst 1956 gegründeten Hochschule der NVA, aus der sich später die Militärakademie „Friedrich Engels" entwickelt, ausgebildet.

Viele Angehörige der KVP verpflichten sich länger zu dienen und treten in die NVA ein.

In Westdeutschland forciert man indessen den Ausbau der Bonner Aggressionsarmee. Der Bundestag beschließt im Juli 1956 die Wehrpflicht. Ermuntert durch die konterrevolutionären Ereignisse in Ungarn verstärkt der westdeutsche Imperialismus im Herbst 1956 auch in der DDR seine Diversantentätigkeit, um durch Provokationen den Vorwand für einen militärischen Überfall auf die DDR zu erhalten.

Eine konterrevolutionäre Gruppe von Intellektuellen in Berlin und einigen anderen

Das beste Jagdflugzeug dieser Zeit erhielt auch die NVA. Techniker und Mechaniker übergeben nach der Durchsicht eine MiG 15 an den Flugzeugführer.



1. Mai 1957 in Berlin. Angehörige der Seestreitkräfte der DDR sind zur Parade angetreten.

Städten entwirft daraufhin Programme zur Beseitigung der Arbeiter-und-Bauern-Macht. Die Sicherheitsorgane zerschlagen diese Gruppe. Zugleich demonstrieren die Kampfgruppen der Berliner Arbeiter ihre Entschlossenheit, jegliche Provokation mit allen Mitteln, einschließlich der Anwendung von Waffengewalt zu verhindern. Diesem entschlossenen Auftreten ist es zu verdanken, daß es nicht zu bewaffneten Auseinandersetzungen kommt.
Der Aufbau der Nationalen Volksarmee erfolgt weiterhin systematisch. Von großer Bedeutung hierbei ist die Unterstützung der Sowjetunion durch moderne Militärtechnik und durch Militärspezialisten, die die Kommandeure der NVA in allen Fragen beraten. Bewaffnung und Ausrüstung der NVA entsprechen Ende 1957 den Anforderungen moderner Operationen und Gefechte. Dank der Führung der NVA durch die SED, dank der Hilfe durch die Sowjetunion ist der Schutz der DDR gewährleistet.

Neuheit anno 1957

„Die Möglichkeiten der Ausnutzung des Tageslichtkinos als wirksames Agitationsmittel sind äußerst vielseitig. Wie bereits aus der Beschreibung der technischen Ausrüstung und ihrer Funktion hervorgeht, ist es jetzt möglich, am Tage sowohl im Freien als auch in hellen Räumen Filme zu spielen und Lichtbildervorträge zu halten ...
Es ist jedoch eine alte Wahrheit, daß sich jede Neuerung nur zögernd durchsetzt."

(aus Armee-Rundschau 7/1957)

CHRONIK

18. Januar 1956
Einstimmig beschließt die Volkskammer der DDR das „Gesetz über die Schaffung der Nationalen Volksarmee und des Ministeriums für Nationale Verteidigung". Die Abgeordneten bestätigen den vom Ministerrat am 18. Januar 1956 erlassenen „Beschluß über die Einführung der Uniformen, der Dienstgradbezeichnungen und der Dienstgradabzeichen für die Nationale Voksarmee".

19. Januar 1956
Generaloberst Willi Stoph wird zum Minister für Nationale Verteidigung berufen.

27. bis 28. Januar 1956
In Prag berät der Politische Beratende Ausschuß der Teilnehmerstaaten des Warschauer Vertrages über Fragen der kollektiven Sicherheit und Abrüstung. Die Teilnehmer beschließen das Statut über das Vereinte Oberkommando. Nach Schaffung der NVA sollen auch bewaffnete Kontingente der DDR in die Vereinten Streitkräfte einbezogen werden.

1. März 1956
Die ersten Einheiten der NVA werden aufgestellt. Das Ministerium für Nationale Verteidigung und die Stäbe der Teilstreitkräfte nehmen ihre Arbeit auf.

24. bis 30. März 1956
Die 3. Parteikonferenz der SED beschließt u. a., die NVA zu einer schlagkräftigen sozialistischen Armee zu entwickeln.

1. Mai 1956
Erstmalig in der Geschichte der DDR wird die Demonstration in Berlin mit einer Militärparade eröffnet.

25. Mai 1956
Gründung des Verlages des Ministeriums für Nationale Verteidigung.

1. September 1956
Die erste Ausgabe der „Volksarmee" erscheint.

November 1956
Die Zeitschrift „Armee-Rundschau" wird erstmalig publiziert.

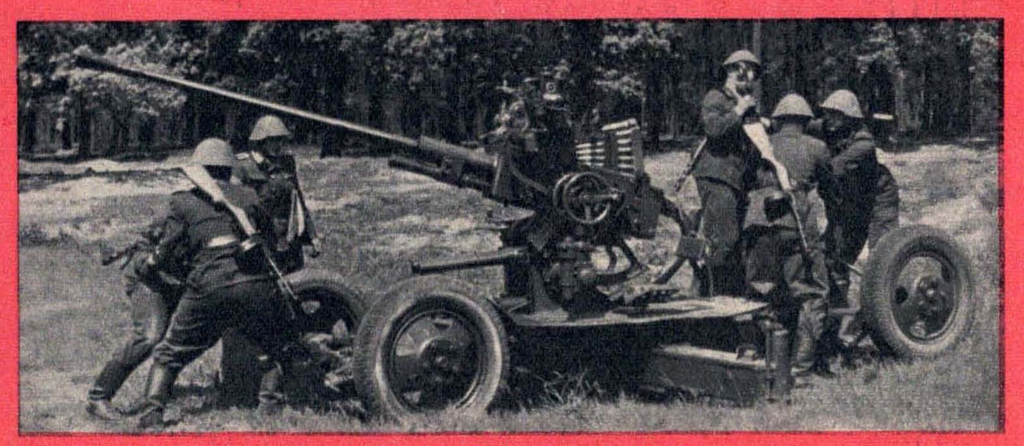
30. November 1956
Die Aufstellung der Einheiten, Truppenteile, Verbände, Stäbe und Schulen der NVA ist im wesentlichen abgeschlossen.

1. März 1957
Das „Kommando der Deutschen Grenzpolizei" wird gebildet. Im Zusammenwirken mit den anderen bewaffneten Organen erhält die DGP die Aufgabe, alle bewaffneten Grenzdurchbrüche des Gegners zurückzuschlagen. Damit wird die DGP in das System der Landesverteidigung der DDR einbezogen.

12. März 1957
Die Regierung der DDR und die Regierung der UdSSR schließen einen Vertrag über die zeitweilige Stationierung sowjetischer Streitkräfte in der DDR ab.

17.–23. August 1957
Erste Divisionsübung innerhalb der NVA, an der auch Truppenteile der Sowjetunion teilnehmen.

23. bis 25. August 1957
Ein internationales Armeesportfest findet in Berlin, Leipzig und Erfurt statt.



Kampf um Sekunden. Kanoniere einer Flak-Einheit bei Berlin während der Ausbildung.

Von einem, der seekrank wurde, abheuern wollte und doch weiter zur See fuhr

Heute lächelt er darüber, wenn er die Geschichte zum besten gibt. Damals, Mitte der fünfziger Jahre, war sie ihm ernst; nur allzuoft gallebitterer Ernst.

Unserem Mann, nennen wir ihn Ottokar, hatten es zwei Dinge angetan: die Seefahrt und die Kultur. Die Liebe zur ersteren schien jedoch größer zu sein. Er war begeisterter Schwimmer, durchträumte spannende Seeabenteuer, und als er eines Tages auf seine Pflicht zur Verteidigung des Vaterlandes gewiesen wurde, ging er zur See. Auf einem Küstenschutzboot versah er seinen Dienst. Sein großer Traum hatte sich erfüllt. Doch immer, wenn die See bewegt oder stürmisch war, hing Ottokar an der Reeling und träumte seinen Traum aus; über Bord. So wurde ihm mit der Zeit die Seefahrt über, und er schwor, nie wieder die Planken eines Schiffes zu betreten, wenn seine Dienstzeit abgelaufen war.

Es kam der Januar 1956. Die NVA wurde aufgebaut, Spezialisten benötigt, auch erfahrene Seeleute. Ottokar wurde gefragt, ob er nach Beendigung seines Dienstes in der „Volkspolizei-See" freiwillig bei den Seestreitkräften der DDR dienen wolle. Man bekäme neue Schiffe, Küstenschutzschiffe. Es war verheißungsvoll, auf einem großen Kahn zu fahren. Doch unser Mann lehnte ab. Im Geiste sah er sich wieder über der Reeling hängen. Eines Tages lief das erste KSS in den Hafen. Die Matrosen gingen, sich den Kahn zu betrachten. Auch Ottokar. Sein Weg durchs Schiff führte ihn u. a. zur Messe. Dort sah er — ein Klavier. Heute hat man Fernsehgeräte an Bord. Damals aber war ein Klavier eine Sensation. Vergessen war die Seekrankheit. Zwei Lieben, ach, vereinten sich. Die Liebe zur Kultur söhnte Ottokar mit den Widrigkeiten der Seefahrt aus. Er fuhr weiter zur See, bei den Seestreitkräften. Und abends spielte er in der Messe Klavier.

Modern und schlagkräftig

Die Nationale Volksarmee wird mit moderner Technik und Bewaffnung ausgestattet und nach den neuesten Erkenntnissen auf der Grundlage der fortschrittlichen Militärwissenschaft ausgebildet werden. Der Dienst in der Nationalen Volksarmee ist Ehrendienst am deutschen Volk und für unseren Staat der Arbeiter und Bauern.

Willi Stoph in seiner Rede vor der Volkskammer am 18. Januar 1956

Vielleicht wußten Sie noch nicht . . .

. . . daß die Matrosen unserer heutigen Volksmarine anfangs an ihren Mützenbändern die Bezeichnung „See" und später „Seestreitkräfte" trugen.

. . . daß am 30. April 1956 die erste mechanisierte Division der NVA aufgestellt und ihr eine Truppenfahne überreicht wurde. Am gleichen Tage wurde auch das erste mechanisierte Regiment aufgestellt, das auf die Truppenfahne vereidigt wurde.

. . . daß die Wintermütze der Armeeangehörigen zunächst eine Skimütze war.

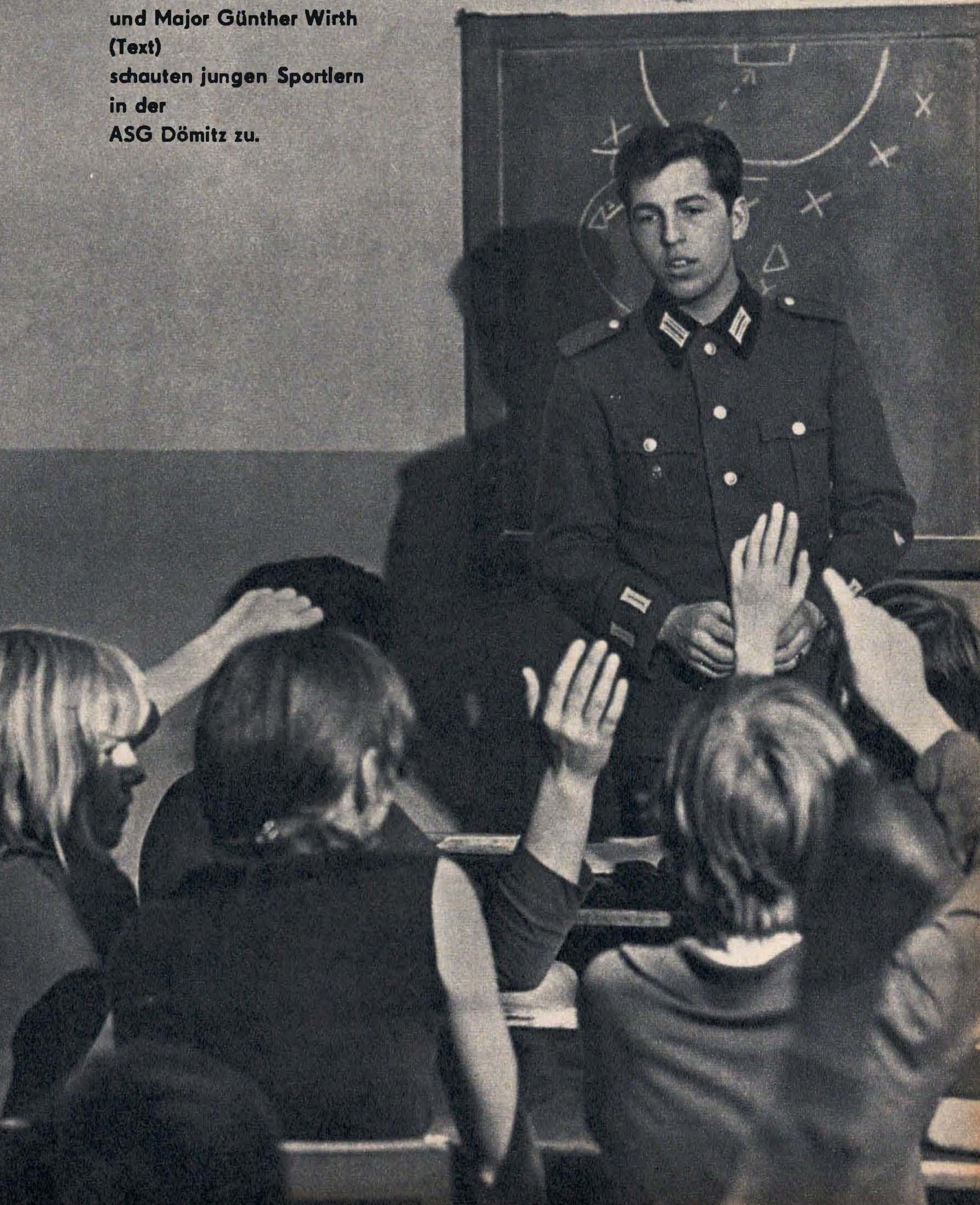
. . . daß die NVA zur Zeit ihrer Aufstellung neben mechanisierten Regimentern (den späteren mot. Schützen) noch Infanterie-Einheiten besaß, die zwar für den Marsch mit LKWs, jedoch nicht mit Gefechtsfahrzeugen ausgerüstet waren.

. . . daß bis zur Produktion unseres Stahlhelmes und vollständigen Ausstattung unserer Einheiten mit ihm, auch von unseren Waffenbrüdern gelieferte Helme in der NVA in Gebrauch waren.

. . . daß die Skala der Waffenfarben sich zu Beginn auf Weiß (Infanterie), Rot (Artillerie), Rosa (Panzer), Schwarz (Pionier- und Technische Einheiten), Gelb (Nachrichten), Grün (Rückwärtige Dienste) beschränkte.

Gemeinsam an einem Strang

Major Ernst Gebauer (Fotos) und Major Günther Wirth (Text) schauten jungen Sportlern in der ASG Dömitz zu.





Das kennzeichnet die Dömitzer, die kleinen Handballer genauso wie ihre Trainer Ina Hartmann und Werner Poser (unten rechts): Eifer, Begeisterung, Einsatzbereitschaft für ihren Sport.

Mädchen im Sportdreß auf der Schulbank. Und vor ihnen als Lehrer – ein Soldat! Dazu an der Tafel sonderbare Zeichen – Kreuze, Dreiecke, Striche kreuz und quer. Mathe- oder Deutschunterricht scheint es nicht zu sein. Ein etwas ungewöhnliches Bild für eine normale Schulklasse, zugegeben. Nicht aber für unseren speziellen Fall, für diese Schule in einem kleinen Mecklenburgs-Städtchen, auf die wir noch näher zu sprechen kommen werden.
Hören wir einen Moment zu, was „Lehrer" und Schülerinnen einander zu sagen haben: „Also noch einmal: A ist in Ballbesitz, dribbelt, B geht an den Kreis, C wechselt von außen nach innen. Wohin muß D laufen, um angespielt werden zu können?"
Die Hände fliegen hoch.
Erika Kempke, ein schlankes Mädchen mit langen blonden Haaren, kennt sich in der Hallentaktik aus: „Nach links, wo C den Platz freigemacht hat."
Dem sportversierten Leser ist sicher schon einiges klar: Es handelt sich um Hallenhandball. In diesem Fall um eine Spielauswertung, die Soldat Wolfgang Lehmann, Grenzer und Übungsleiter bei der ASG Dömitz (genauer gesagt bei der ASG Grabow, Sportabteilung Dömitz), mit seiner Mannschaft, Schülerinnen der 7. und 8. Klasse, durchführt. Wie sich hier Armee, Schule und Sport nutzbringend für alle verbunden haben, zeigte uns unser Besuch in Dömitz.
Wir gingen in die dort stationierten Einheiten der Grenztruppen, sprachen mit dem Leiter der Kinder- und Jugendabteilung der ASG, Hauptmann Werner Poser, und mit Soldaten, die in ihrer Freizeit mit Kindern und Jugendlichen trainieren. Wir besuchten die polytechnische Oberschule „Fritz Reuter", lernten dabei einen sportfreudigen Direktor, den Kollegen Weiner, kennen, der selbst Übungsleiter der Tischtennis-Sektion der Jugendabteilung der ASG ist, und eine Sportlehrerin, Frau Hartmann, die nicht nur den obligatorischen Sportunterricht pflichtgemäß „durchführt", sondern auch in ihrer Freizeit mehr bei ihren Mädchen und Jungen in der Turnhalle und auf dem Sportplatz zu finden ist, als zu Hause.
Beginnen wir bei den Hauptpersonen, bei den jungen Handballern selbst. Acht Mannschaften betreut die Armeesportgemeinschaft. Je ein Kollektiv Mädchen beziehungsweise Jungen in den Altersklassen Jugend B (14–16 Jahre), Schüler A (12–14), B (10–12) und C (8–10) stehen im regelmäßigen Meisterschafts-Spielbetrieb im Kreis- oder sogar Bezirksmaßstab. Sobald sie den Ball einigermaßen vom Kreis bis zum Tor werfen können, beginnen sie, acht-

jährig, in der C-Schüler-Mannschaft. Von der dritten bis zur zehnten Klasse fliegt also der Handball in der Dömitzer Oberschule, betreut von der Patenschafts-ASG.

„Leider können wir bei weitem nicht alle Kinder aufnehmen, die bei uns spielen möchten. Unsere Halle ist bis auf die letzte Minute ausgelastet, und daß unser ohnehin nicht sehr attraktiver Trainingsplatz schon recht ramponiert ist, ist bei der Beanspruchung kein Wunder."

Ich kann Sportlehrerin Ina Hartmann nur zustimmen, wir konnten beim Training zuschauen. Und man muß die Krümel gesehen haben, mit welcher Begeisterung sie in der Halle umherflitzten. Eine halbe Stunde vor ihrem Trainingsbeginn wartete schon die nächste Mannschaft ungeduldig darauf, daß sie dran kam. Da war meine Frage: „Macht euch das Handballspielen Spaß?" eigentlich überflüssig. Das laute, vielstimmige „Ja" bestätigte das, und die pfiffige 10jährige Anke drückte ihre Zustimmung auf ihre Weise aus:

„Handball ist nur nicht schön, wenn es ausfällt."

Ja, leider kommt auch das vor. Wie das eben in der Armee ist, hindern unvorhergesehene dienstliche Aufgaben die Soldaten-Übungsleiter auch mal daran, das Training planmäßig







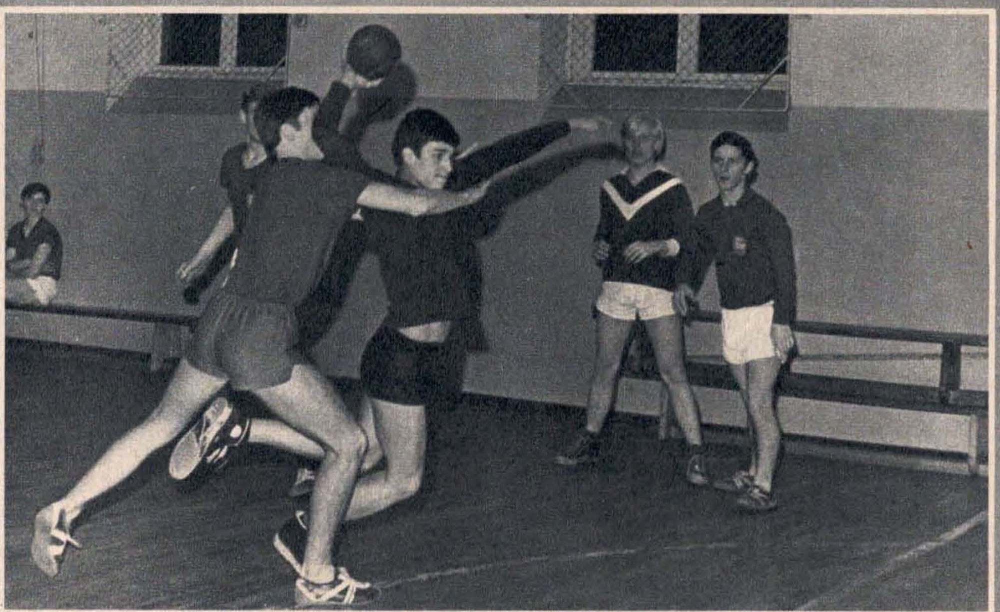
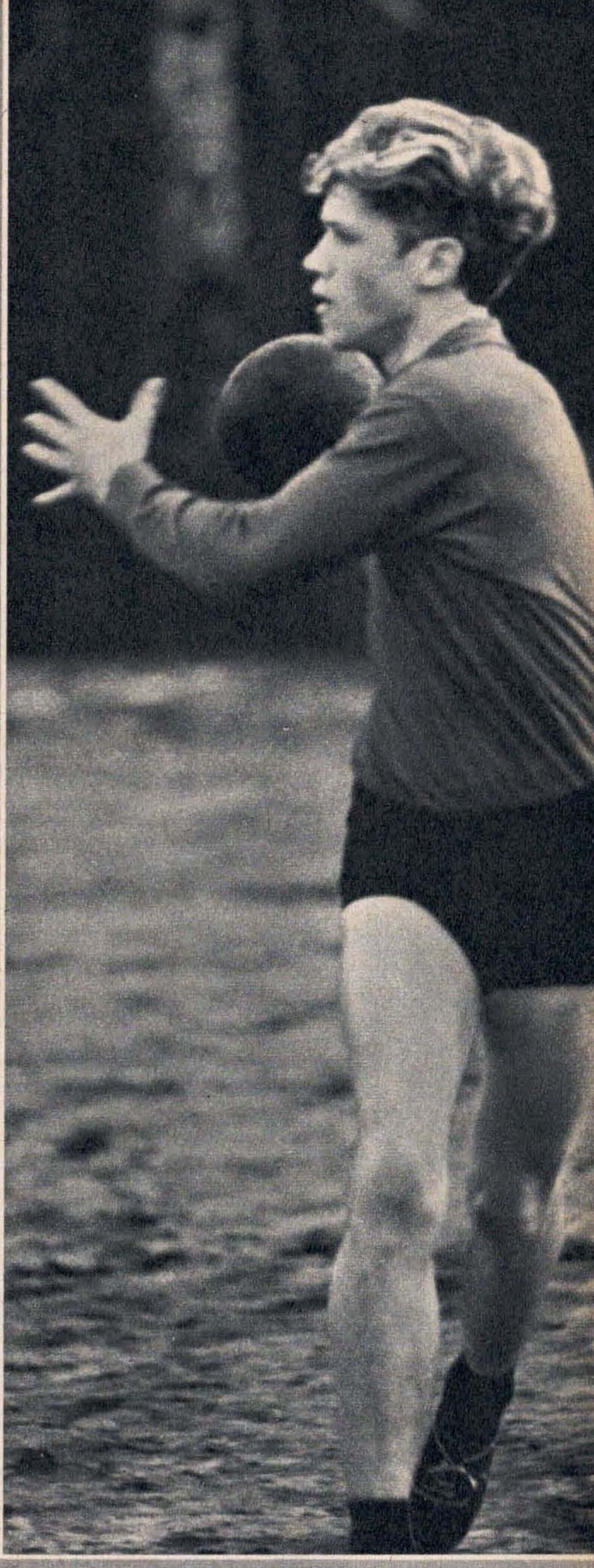




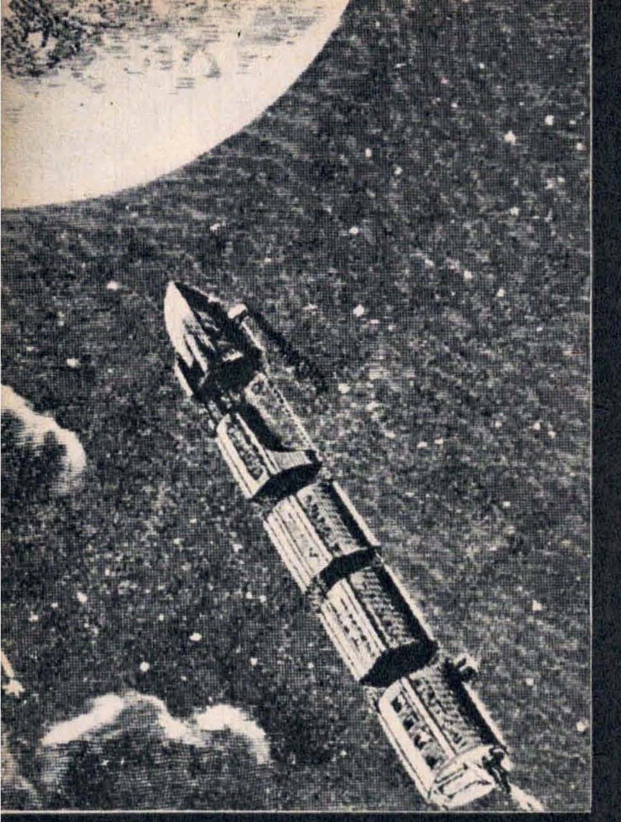
Bild oben: Trainingspartner der ASG-Mädchen: die Studentinnen des Dömitzer Lehrerbildungsinstituts.

Klein ist der Raum, aber groß die Initiative. Je vier Mädchen- und Jungenmannschaften teilen sich die nicht allzu geräumige Turnhalle der Oberschule zum Training.

durchzuführen. Um so höher kann man wohl das unermüdliche Mühen von Hauptmann Werner Poser und seinen Helfern um „ihre" Kinder bewerten; zumal sie ja als Grenzausbildungseinheit ihre Schwierigkeiten haben, einen festen Stamm von Übungsleitern zu schaffen. Nach 6monatiger Ausbildung werden die Soldaten in die einzelnen Grenzkompanien versetzt, damit natürlich auch die meisten der aktiven Handball-Betreuer, die den Dömitzern so verloren gehen. Also heißt es alle halbe Jahre aufs neue, Soldaten als Jugendtrainer zu gewinnen beziehungsweise zu entwickeln.
Dennoch ist es ihnen bisher immer gelungen, den Trainings- und Wettkampfbetrieb nicht abreißen zu lassen, nicht zuletzt dank der ausgezeichneten Zusammenarbeit mit dem Direktor der Schule, Herrn Weiner, und der Sportlehrerin, Frau Hartmann.
Schade allerdings, daß die meisten Schüler nach dem Abschluß der 10. Klasse in ihren neuen Lehrstellen keine Möglichkeiten mehr haben, weiter Handball zu spielen. Viele kommen deshalb, sooft sich die Gelegenheit dazu bietet, weiter zum ASG-Training, und keiner wird weggeschickt.
Besondere Erlebnisse sind natürlich die Wettkämpfe, vor allem, wenn es auf Reisen geht. Noch heute schwärmen die Mädchen von ihrer Harz-Thüringen-Fahrt mit den Spielen in Eisenach und Nordhausen im April vorigen Jahres. Als auf der Rückreise in Ludwigslust der letzte Zug weg war, sorgte Hauptmann Masloke von der ASG-Leitung Grabow dafür, daß alle Mädchen per Bus nach Hause kamen. Trotzdem wurde es Mitternacht. Doch ihre beiden Bezirksliga-Punktspiele schon am nächsten Tag bestritten die Vierzehnjährigen mit der gleichen Einsatzbereitschaft und Spielfreude wie immer.
Sicher wären mir die Dömitzer böse, würde ich ihre Erfolge nicht erwähnen.
Höhepunkt war bisher für alle der Gewinn des Bezirksmeister-Titels von Schwerin im Juni 1967 bei der männlichen Jugend B. Punktgleich standen die Dömitzer Jungen nach Abschluß der Punktspiele mit Dynamo Ost Schwerin an der Tabellenspitze. Auch im Entscheidungsspiel um den Titel in Ludwigslust waren beide Mannschaften fast gleichwertig. Erst in der Verlängerung setzte sich die ASG Dömitz mit 21:19 durch.
Wenn auch die Dömitzer im Moment keine Mannschaft haben, die einen solch tollen Erfolg wiederholen könnte — auch die vielen Kreismeistertitel, die Siege bei den Kreisspartakiaden und bei den Meisterschaften der Grenztruppen können sich sehen lassen.
Wahrscheinlich werden sie auch in Zukunft keine deutschen Meistertitel der DDR für ihre Armeesportgemeinschaft gewinnen, dazu sind ihre Möglichkeiten und Voraussetzungen in dem kleinen Grenzstädtchen wohl doch nicht ausreichend. Aber warum sollte nicht einmal ein Spieler in der Nationalmannschaft Tore für unsere Republik werfen, der seine ersten Handballschritte auf Dömitzer Parkett tat!



Na dann: Hinein! Viele Tore für die ASG Dömitz!



„Raumflug" nach Ansicht von Jules Verne: Der Raketenzug auf der Fahrt zum Mond.

Als zu Beginn der aktiven Raumfahrt im Kosmos die ersten sowjetischen Erdtrabanten erschienen, nahm mancher Wissenschaftler noch an, daß viele Jahre vergehen würden, ehe ein Flug zum Mond möglich sei. Die Schwierigkeiten dieser Aufgabe schienen unüberwindlich. Jetzt, nach einem guten Jahrzehnt, ist nicht nur der Mond zum Zielobjekt der Raumfahrt geworden. Es ist kompliziert, den Mond mit einer Rakete zu „treffen". Sein Radius beträgt 1 738 km, sein mittlerer Erdabstand aber 384 000 km, deshalb beträgt der Winkel, unter dem der Radius der Mondscheibe von der Erdoberfläche aus sichtbar ist

$$\frac{360 \cdot 1\,738}{2 \cdot 3{,}14 \cdot 384\,000} = {}^1/_4\,°.$$

Stark vereinfacht angenommen, die Rakete fliegt in direkter Linie und ist auf den Mittelpunkt der Mondscheibe gezielt, so schließt eine Abweichung der faktischen von der berechneten Richtung um nur dieses $^1/_4$° den Treffer bereits aus. In Wirklichkeit ist die Mondflugbahn jedoch wesentlich komplizierter. Zu berücksichtigen ist noch, daß unser natürlicher Begleiter sich mit einer Geschwindigkeit von 1 km/s auf einer fast kreisförmigen Umlaufbahn um die Erde bewegt und noch andere komplizierte Bewegungen vollführt. Bekanntlich enthält die vollständige Formel der Bewegung des Mondes (nach Euler) rund 700 Glieder. Außerdem wandert die Erde auf einer Umlaufbahn um die Sonne mit einer Geschwindigkeit von 30 km/s, dreht sich um ihre eigene Achse und vollzieht ebenfalls noch eine Reihe anderer Bewegungen. Unter diesen Umständen die Flugbahn einer Rakete so zu berechnen, daß sie den Mond erreicht, ist außerordentlich kompliziert.

Die weiche Mondlandung ist ein noch schwierigeres Problem, vor allem deshalb, weil auf dem Mond eine Atmosphäre fehlt, die als natürliche Bremse dient. Nur ein Bremstriebwerk ist in der Lage, die gewaltige Geschwindigkeit des Raumflugkörpers an der Mondoberfläche auf 0 zu drosseln. Dieses Triebwerk muß exakt zum berechneten Zeitpunkt gezündet, die Sonde oder das Raumschiff präzise im Raum orientiert werden. Schwierige technische Probleme am laufenden Band.

Menschlicher Forschergeist, Tatendrang und Kühnheit überwanden bald diese schier unlösbaren Probleme. Nicht zufällig schritt auch hier die sowjetische, die sozialistische Wissenschaft und Technik bahnbrechend voran. Jahrzehntelange theoretische und experimentelle Arbeiten trugen ihre Früchte.

Am 2. Januar 1959 schlug die Stunde X für den Sturm auf den Mond – Luna 1 wurde gestartet. Neun Monate später, im September, erfuhr die Welt vom ersten Treffer des Menschen auf den Mond durch Luna 2. Keine vier Wochen darauf sandte Luna 3 die ersten Fotos der Mondrückseite zur Erde. Und der Mond reizte weiter zu neuen wissenschaftlichen Taten. Die automatischen Stationen Luna 5, Luna 7 und Luna 8, mit deren Hilfe unter natürlichen Bedingungen überprüft werden konnte, wie sich die Systeme zur Flugbahn-Funkkontrolle, die Bordfunkeinrichtung, das System der Astroorientierung und die Geräte der Selbstlenkung bewähren, erreichten den Erdtrabanten.

Zug um Zug ebnete die sowjetische Raumfahrtforschung den Weg. Im Januar 1966 setzte Luna 9 neue Maßstäbe. Der Raumflugkörper landete weich und brachte die Neuigkeit, daß man auf dem Mond nicht im Staub versinkt. Der erste künstliche Mondsatellit (Luna 10) folgte, und mit Sonde 5 und 6 war hinsichtlich Mondflug und Rückkehr zur Erde der Gipfelpunkt des bisherigen Mondforschungsprogramms der Sowjetunion erreicht worden.

Aus all diesen Experimenten mit automatischen Luna-Sonden zog nicht nur die sowjetische Raumfahrt ihren Nutzen. Nicht wenige ihrer Raumflüge exerzierten Varianten vor, die auch für andere kosmische Flüge zum Vorbild wurden.

Im Dezember vergangenen Jahres schickten die Amerikaner als bisherige Krönung ihres Mondprogramms, sie hatten in den vergangenen Jahren mit automatischen Geräten wie Surveyor und Lunar-Orbiter dem Mond ebenfalls einige Besuche abgestattet, die Besatzung von Apollo 8 auf die lange Reise. Ohne auch nur im gering-

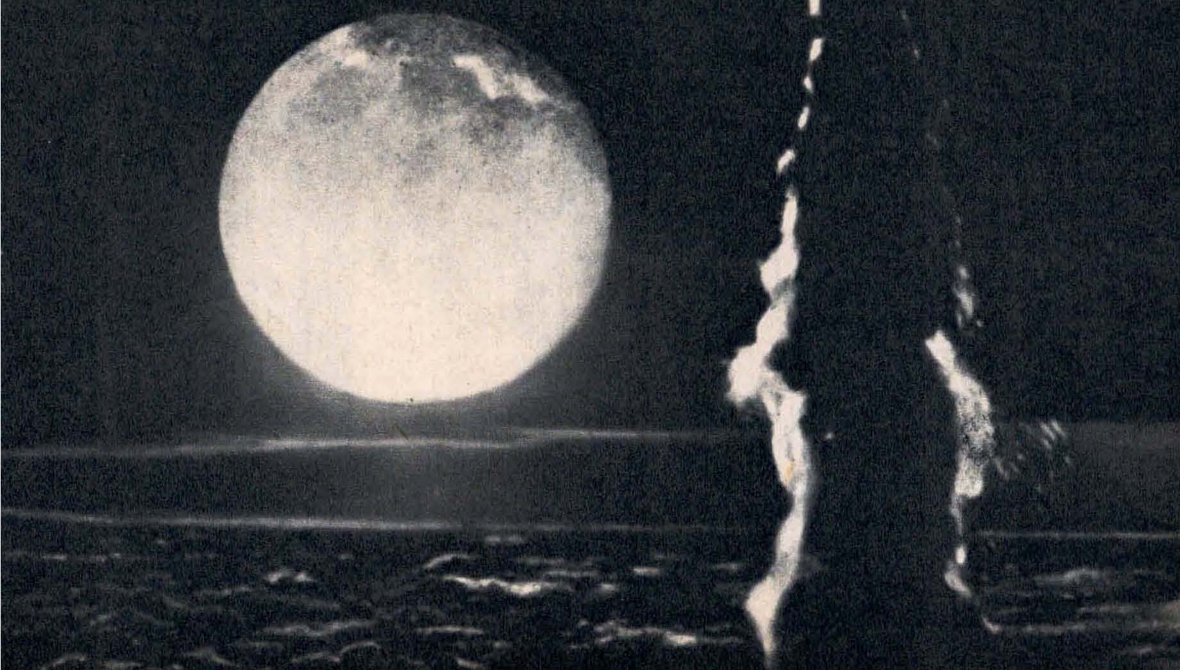
sten die mutige Tat der drei Astronauten schmälern zu wollen, muß gesagt werden, daß von ihrer zehnmaligen Mondumkreisung keine grundlegend neuen Erkenntnisse über die Beschaffenheit des Mondes zu erwarten sind. Das haben die unbemannten Geräte vordem besser tun können. Sie konnten teilweise näher als 111 km an die Mondoberfläche herangeführt werden, umrundeten den Himmelskörper in weitaus geringeren Höhen und viel öfter, und einige fotografierten ihn direkt auf seiner Oberfläche.

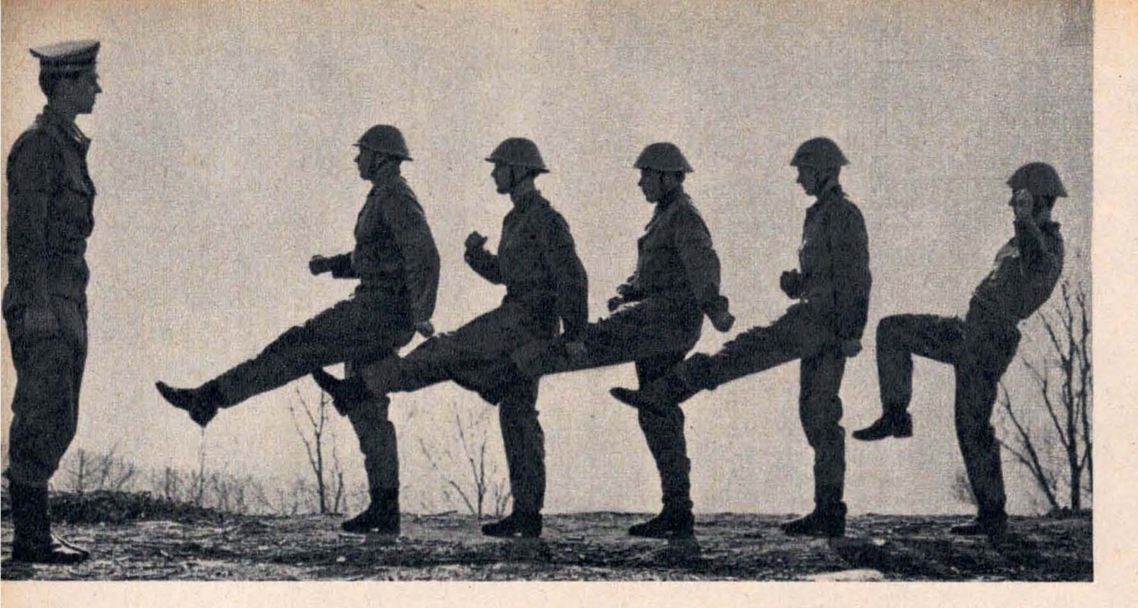
Aber Apollo 8 mußte den nicht risikolosen Flug unternehmen, um offensichtlich einer Prestigefrage Genüge zu tun. So jedenfalls sah es die amerikanische „The Sunday Times", die in einer eingehenden Abhandlung zum Unternehmen Apollo 8 schrieb: „Die Tatsache, daß ursprünglich eine ganz andere Aufgabe – die Erprobung des Mondschiffes in einer Erdumlaufbahn – geplant war, erweckt zusammen mit den jüngsten russischen Erfolgen mit unbemannten Flügen um den Mond sehr stark den Eindruck, daß es sich hier um einen verzweifelten Versuch handelt, zu verhindern, daß die Russen einen weiteren ersten Platz belegen."

Inzwischen haben die sowjetischen Raumfahrtexperten und Kosmonauten wieder einen ersten Platz erobert, nämlich mit Sojus 4 und Sojus 5, die als Prototyp einer experimentellen Raumstation die Erde umkreisten und deren Besatzung das erstmalige Umsteigen von einem Raumschiff ins andere durch den kosmischen Raum praktizierte. Dieses Unternehmen unterstrich auch deutlich, daß für die Sowjetunion der Mondflug nicht vorrangige Bedeutung hat. Gegenwärtig sind die Planeten – zunächst Venus und Mars – des Sonnensystems die hauptsächlichen Zielobjekte der sowjetischen Raumfahrt. Dabei wird die sowjetische Raumfahrt ihren bewährten Weg zu den Gestirnen solange mit automatischen Geräten fortsetzen, bis alle absehbaren Gefahrenmomente für den Menschen ausgeschaltet sind.

Zielobjekt jetzt PLANETEN

Von HEINZ MIELKE, Vizepräsident der Deutschen Astronautischen Gesellschaft





Genosse B. hat große Müh
allhier auf kahler Heide,
denn grau ist alle Theorie,
und mit zuviel Gelee im Knie
ist's keine Augenweide.

Und auch beim Solo hängt das Bein
so lahm in den Scharnieren,
als hätte es das Zipperlein.
Drum legt man eine Pause ein,
sich neu zu präparieren.



Im Arm die flotte Hinterfront
der letzten Rundschau-Nummer,
vernebelt sich der Horizont.
und sanft, von hellem Blond besonnt,
fällt B. in tiefen Schlummer.

Gleich nähern sich zwei Engel zart
dem schwer erschöpften Manne.
Sie gehen ihm nach Engelart
zunächst ein wenig um den Bart
und reichen ihm die Kanne.





Der Traum des Soldaten B.

Dann sagt die eine: Wünsch dir was!
In süßem Schmeicheltone.
Und B., erfrischt vom kühlen Naß,
sagt kühn: Ich wäre gern ein Aß
in meinem Bataillone.





Gleich wird am lebenden Objekt
ihm sehr pikant bewiesen,
wie man mit höchstem Kunsteffekt
den großen Zeh gen Himmel reckt,
ganz ohne Muskelkrisen.

Und B. denkt sich: Mein lieber Schwan,
die können's aber prächtig!
Doch damit ist ja nichts getan,
denn erst die Praxis macht den Plan
gewissermaßen trächtig.

So nehmen sie ihn kurzerhand
noch freundlich in die Mitte.
Und siehe da! Es klappt brillant.
Der anfangs lahme Praktikant
macht imposante Schritte.

















Und dann ist alles gar nicht wahr!
Der Ernst blickt auf ihn nieder.
Verschwunden ist das Engelpaar,
der Traum ist aus, das Aug ist klar.
Die Erde hat ihn wieder.

Und hier gilt wieder ganz allein:
Wie wir von unsern Mängeln
uns klug und wirkungsvoll befrei'n,
das fällt uns nicht im Traume ein.
Auch nicht bei solchen Engeln!

H. Krause

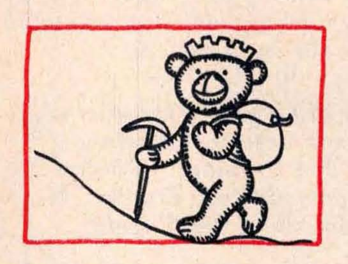
DDR UNSER VATERLAND

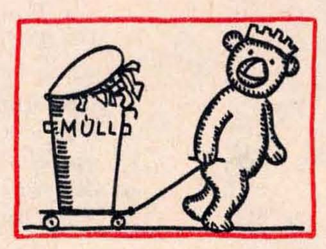
Aus unserer Garnisonstadt

BERLIN

„Ich bin 20 Jahre hier nicht vorbeigekommen – lag dieser Berg schon immer hier?" fragte kürzlich zwischen Seelenbinder-Halle und Dynamo-Sportforum ein verblüffter Passant den Chef des Stadtbezirksgartenamtes. Dem Gartenbauingenieur klang die Frage angenehm in den Ohren, denn offenbar war die Herkunft der Erhebung, die der Volksmund „Oderbruchkippe" getauft hatte, nicht mehr auf den ersten Blick zu erkennen.
„Großer Schutter" und „Mont Kehricht" hatten einige Berliner in einem Namenswettbewerb für sie vorgeschlagen. Nicht unzutreffend. Von 1953 bis Mitte 1967 waren hier auf 230 Tausend Quadratmetern drei Millionen Kubikmeter Bauschutt, Müll und anderer Unrat aufgefahren und mit einer 20 Zentimeter hohen Schicht Kulturboden bedeckt worden. An einer Seite wird noch immer Schutt angefahren, aber er stammt nicht von den im Stadtzentrum abgerissenen Häusern, sondern von dem Wohnungsinstandsetzungsprogramm, und die Fahrzeuge sind nicht mehr die bulligen Kipper, sondern meist Pferdewagen, die unterwegs Camping machen müßten, wenn sie den Schutt bis vor die Stadt fahren sollten.
„Zu den Berliner Alpen" oder „Berliner Zugspitze" wollten diesen „Mont Klamott" andere nennen. Sicher stand hier nicht die „Berliner Großschnauze" Pate, sondern der Berliner Humor. „Wer sich nicht selbst zum besten haben kann..." Immerhin – wenn ein Thüringer lächeln würde: „Was sind schon 92 Meter über dem Meeresspiegel", könnte der Berliner antworten: „Fast so viel wie bei den Müggelbergen." Die Natur hat Berlin kaum mit Hügeln gesegnet. Nach dem Kriege wollte man zuerst noch dieses geringe Auf-und-Nieder des Urstromtals mit den Trümmern einebnen. Doch dann wurde genau der entgegengesetzte Weg beschritten.
„Ozonberg" riet ein anderer. Doch wenn man auf kahler Höhe steht, scheint dir der Wind das Wort „Hochstapler" ins Ohr zu blasen. Dabei war der Mann Prognostiker. Wegen der dünnen Humusschicht können bestenfalls zweijährige Setzlinge gesteckt werden. Schon sind 13 Sträucher-, 4 Nadelholz- und 15 Laubbaumarten gepflanzt. Und wenn die Rot- und Traubeneichen, die Spitz-, Eichen- und Feldahornbäumchen, die Birken, Silberpappeln und Vogelbeerbäume, wenn die im vergangenen Jahr ausgelegten 94 000 Eicheln und die 10 000 Nadelhölzer dieses Jahres erwachsene Bäume sind, ja dann hat Berlin hier einen „Ozonberg", eine neue „grüne Lunge."
„Zum Kickelhahn" – ein weiterer Vorschlag – wird man hier nicht gehen können, aber zu den Reb- und Perlhühnern und Fasanen beispielsweise. Während einiger Sommermonate hatten die privaten Hauskatzen bereits amtliches









Ausgehverbot – auf daß die „nicht jagdbaren Vögel" geschützt waren. Was dem Turmfalken indes, der in einem nahen Gasometer nistet, nicht hinderte, seine Nahrung auf den (Klein) Oberhofer Höh'n zu suchen.

„Klein Oberhof" lautete nämlich ein anderer Vorschlag. Und wahrhaftig, was Herbert Roth recht ist, wird dem Berliner billig sein – er kann mit den frisch gewachsten Ski auf eine 700 Meter-Piste gehen und auf dem Schlitten eine 300 Meter lange Abfahrt nehmen. Bald werden auch strohbedeckte Häuschen im ländlichen Stil Naturfreunde und Leseratten anlocken. und vielleicht wird hier auch eines Tages eine Windmühle klappern – wie einst so viele auf dem Prenzlauer Berg. Zuallererst aber kommt eine moderne Gaststätte auf den Berg, der das Nachsacken des Schutts übrigens nichts ausmacht, weil sie auf einem Betonsockel steht. Und so werden dem Gast hoch oben nach der „Lungenmassage" des Aufstiegs Skiwasser und Bockwurst und natürlich ein weiter Ausblick geboten.

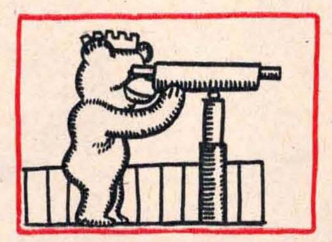
Aber der Berliner „blickt" ja nicht. Also lauteten zwei andere Vorschläge „Der Kieker" und „Mont Panorama". In der Tat, wenn man in die Runde „kiekt", bietet sich ein beeindruckendes Panorama. In der Ferne auf der einen Seite die Müggelberge und auf der anderen das Stadtzentrum mit seinen neuen, markanten Silhouetten. Zu Füßen auf der einen Seite die Lauben, die ebenfalls bald dem Park weichen müssen, und auf der anderen das neue Industrie- und Gewerbeviertel mit dem Deutschen Militärverlag, wo gerade Redakteure über der neuen AR schwitzen, und dem DTSB und – doch darüber mehr auf den nächsten Seiten.

Und welchen Namen bekam er nun? Es geht ja in der Tat nicht nur um den Berg, sondern auch um das Gelände ringsum. Und da der zukünftige Waldpark im Prenzlauer Berg liegt, in dem übrigens rund ein Viertel aller Hauptstädter wohnt, heißt die Oderbruchkippe fortan „Volkspark Prenzlauer Berg". *– th*


Vignetten: Paul Klimpke



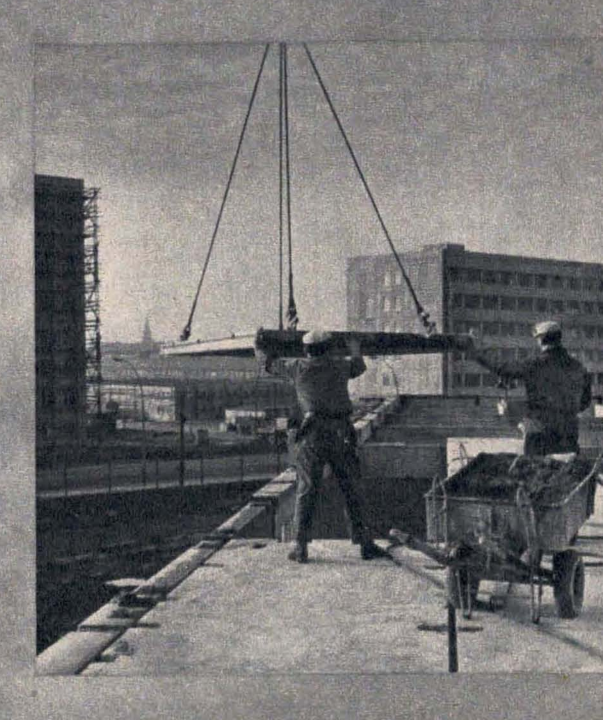




Einst nannte man sie die „Schlächter-Avus". Die Fleischer nämlich, die hier durch Laubengelände zum nahen Schlachthof fuhren, lieferten sich mit Peitschenknall auf hohem Bock manch privates Rennen. Wenn du heute von der Leninallee in die Storkower Straße einbiegst, kannst du hinter einer Großgaststätte eine Plastik entdecken: Ein Junge, auf dem Bauch liegend, hält ein Buch in Händen und schaut gedankenvoll in die Ferne. Vielleicht ist es das „Statistische Jahrbuch der DDR", herausgegeben von der „Zentralverwaltung für Statistik" in dem siebenstöckigen Gebäude gleich hinter ihm? Oder etwa ein Werk aus dem eben so hohen vor ihm? Dort ist im Januar anno 1965 der Deutsche Militärverlag eingezogen (oberes Foto ganz links). Damals wuchs auf der gegenüberliegenden Seite gerade ein Versuchswohnungsbau empor. Alle sieben bis neun Tage ein neues Stockwerk – spannender konnten die einstigen Wettfahrten auf der „Schlächter-Avus" auch nicht gewesen sein.

Seit 1965 gab der Verlag viele Bücher, Zeitschriften und Zeitungen heraus. Das letzte Großereignis: Die „Geschichte des Großen Vaterländischen Krieges der Sowjetunion" liegt mit dem 6. Band vollständig vor.

Wenn der Laie hört, daß damit ein ZK-Beschluß aus dem Jahre 1961 verwirklicht ist, wird er die Bedeutung dieser Arbeit zumindest ahnen. Kennzeichnend ist auch, daß der Staatsratsvorsitzende das Herausgeberkollektiv von Histori-

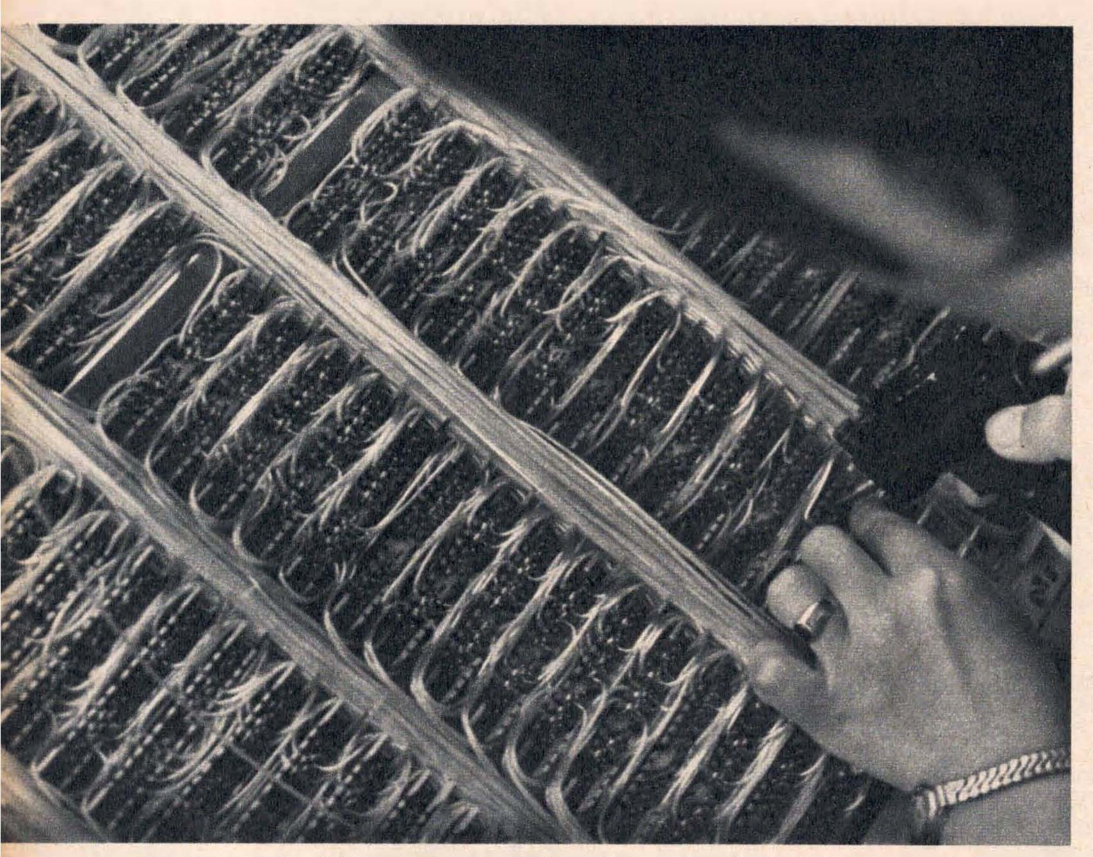


Unsere Straße

kern und Militärs empfing, und daß er, obwohl es sich für den Laien „nur“ um eine Übersetzung handelt, besonders die schöpferische Zusammenarbeit mit den sowjetischen Autoren hervorhob.
Die sowjetischen Genossen gaben Kopien von Dokumenten, damit eine Rückübersetzung vermieden wurde. Sie berieten auch bei der Übersetzung komplizierter Begriffe. Vor allem aber: Es ging nicht lediglich um eine Übersetzung. Auch die Geschichtswissenschaft ist in den Jahren seit der ersten sowjetischen Herausgabe dieses bedeutenden Geschichtswerkes nicht auf der Stelle getreten, sie hat weitere Erkenntnisse gebracht, die natürlich beide Seiten in die DDR-Ausgabe aufzunehmen wünschten. Das betrifft zum Beispiel die Ergebnisse neuester Forschungen von Historikern beider Länder über die Rolle des faschistischen Staates und seiner Ideologie. Oder neue Erkenntnisse über die Verwirklichung der führenden Rolle des ZK der KPD im antifaschistischen Widerstandskampf sowie über die Entwicklung des Nationalkomitees „Freies Deutschland“ (hier sei auf die intensiven Forschungen großer Historikerkollektive zur Vorbereitung der achtbändigen Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung verwiesen). Viele fruchtbare Beratungen förderten das Gemeinschaftswerk, Beratungen in Berlin und Moskau. Der Leiter der sowjetischen Herausgeber, Generalmajor Professor Boltin, nannte das Arbeitsergebnis eine Waffenbrüderschaft der Feder. Und was unterstreicht dieses große Wort besser, als daß die von den sowjetischen und deutschen Herausgebern gemeinsam erarbeiteten und verarbeiteten Erkenntnisse auch in die Ausgaben der Unionsrepubliken der Sowjetunion aufgenommen werden.
Ein Blick aus den Fenstern des Militärverlages aufs andere Ende des neuen Industrie- und Gewerbeviertels (Bild unten). Dort drüben sind unter anderem der VEB Maschinelles Rechnen, das Institut für Regelungstechnik, die VVB Regelungstechnik, Gerätebau und Optik mit zwei ihrer Betriebe zu Hause. Ein Zentrum unserer Elektronik also. Und zugleich ein Blick auf eine Moskauer Straße.
URSAMAT leuchtet es abends in blauer Leuchtschrift auf der Storkower Straße. Die Erklärung „elektronische Anbaumöbel“ mag dem Fachmann nicht behagen. Er definiert: „Universelles System von Geräten und Einrichtungen zur Gewinnung, Übertragung, Verarbeitung und Nutzung von Informationen für die Automatisierung universeller Prozesse.“ Mit einem Minimum von Bausteinen muß ein Maximum von Anwendungsmöglichkeiten erreicht werden — lautete die Aufgabe. Der Nationalpreis 1. Klasse bestätigt den Erfolg. Und wie sieht er in der Praxis aus? Im Erdölverarbeitungswerk Schwedt zum Beispiel laufen in der Meßwarte alle Meßwerte zusammen, werden verarbeitet und gehen von hier als Steuersignale an die Produktionsstätten — URSAMAT! Gleiche Bausteine dieses Systems können wir in Kraftwerken, an Taktstraßen und in Zukunft selbst in der Landwirtschaft, zum Beispiel bei der Kükenaufzucht, finden. ▶



Was das jedoch mit einer Moskauer Straße zu tun habe? In der Olschowskaja 25 arbeitet das sowjetische Zentralinstitut für Automatisierung. Und Diplomingenieur Wolfram vom Institut für Regelungstechnik sagt:
„Praktisch empfinden wir gar nicht mehr wie zwei Institute in zwei verschiedenen Ländern. Jeder kennt seinen Partner, viele sind miteinander befreundet. Praktisch fühlen wir uns wie eine Familie, die in zwei Außenstellen mit den gleichen Interessen das gleiche Ziel anstrebt. Auf diese Weise wird unsere eigene Entwicklungskapazität mehr als verdoppelt, wird Doppelarbeit vermieden und das Arbeitstempo erheblich beschleunigt. Von uns kommen vor allem konstruktive und technologische Arbeiten, während wir besonders in der Elektronik, in der Meßwerterfassung und -verarbeitung von der Sowjetunion profitieren. Aber all das ist eben nur möglich, wenn man wirklich mit vollen Segeln in eine solche Zusammenarbeit hineingeht. So wie wir es gemacht haben. Oder um es bildlich zu sagen: Jeder kann mit einem Kilo Uran in der Hosentasche herumlaufen und nichts tut sich. Erst wenn die kritische Masse überschritten wird, kommt es zu Reaktionen größten Ausmaßes. Diese kritische Grenze haben wir überschritten."
Und woran wird im einzelnen gearbeitet? „Gehen Sie zu unserer Pressereferentin und erwirken Sie eine Genehmigung für diese Auskunft bei unserem Institutsdirektor." Diesen Weg waren wir schon gegangen und dabei, nicht gerade erfreut, auf durchaus vertraute Umstände gestoßen. Wie in der Armee muß vieles auch in der Forschung geheim und für den Reporter allgemein bleiben.
Also bleiben wir beim Allgemeinen. Die paritätische Regierungskommission beider Länder hat in den letzten Jahren rund 170 Beschlüsse über gemeinsame Forschungsaufgaben gefaßt. Und auf der jüngsten Tagung im Dezember wurde ein wichtiges bedeutsames Abkommen über die Zusammenarbeit auf dem Gebiet der Elektronik und des wissenschaftlichen Gerätebaus, der Kernenergetik und moderner Prozesse der chemischen Großproduktion unterzeichnet. Bleibt das Allgemeinste und zugleich dokumentarisch Grundlegende zu verzeichnen — daß nämlich diese Kommission auf der Grundlage des Artikels 8 unseres Freundschaftsvertrages mit der Sowjetunion arbeitet. *-th*

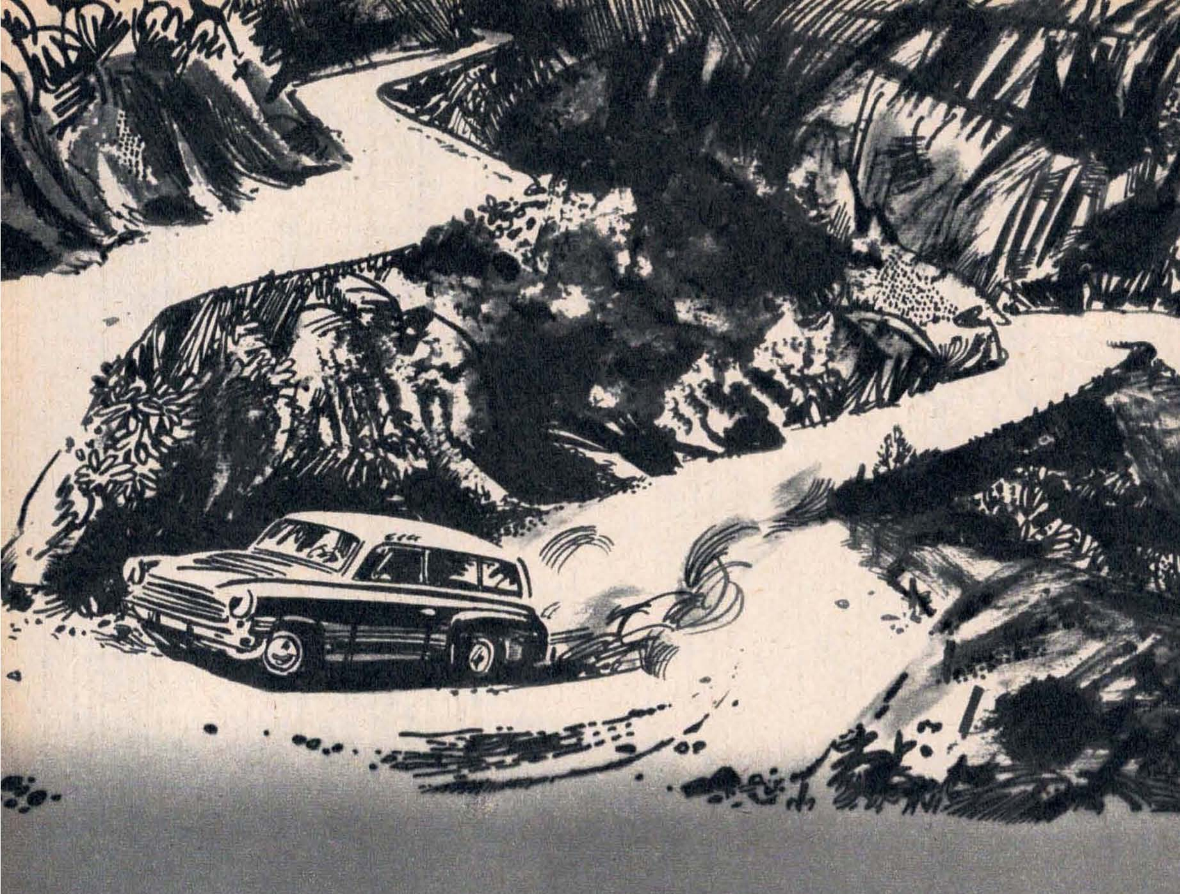


Das Rückverdrahten beim „Robotron 300" verlangt äußerste Konzentration. Auch auf der Storkower Straße arbeitet ein Elektronengehirn dieses Typs aus dem VEB Rafena Radeberg.

Oberstleutnant Erhard Dix

Ein Pfundsgrand

Kurz hinter Gottleuba stieg die Straße steil an. Kurve folgte auf Kurve. Fast so wie die letzten Tage, dachte ich, die waren auch nicht ganz ohne „Kurven" gewesen.
Doch was soll man machen? Was dir im Augenblick völlig richtig und zweckmäßig erscheint, kann wenig später bereits nicht mehr genügen. Ändern, umbauen, das Feldlager neu einrichten, war befohlen worden. Der Kompaniechef nahm die Befehle entgegen, knurrte nicht und traf seine Anweisungen. Aber seine schlechte Laune konnte er vor mir nicht verheimlichen. Ich habe eine Nase dafür. Wenn Oberleutnant Kolpert „förmlich" wird, dann hat er Ärger hinuntergeschluckt...
Meist glaubt man, sich über andere ärgern zu müssen. Ist man jedoch ehrlich vor sich selbst, dann stellt man plötzlich verwundert fest, daß man sich über sich selbst ärgern müßte...
Aber ich komme ins Philosophieren und wollte doch eigentlich eine Geschichte erzählen, eine Geschichte aus den Tagen nach dem 21. August 1968. Sicher eine alltägliche Geschichte wie sie überall passiert sein mag. Doch genug der Vorrede...
Zunächst muß ich zu den Kurven kurz hinter Gottleuba zurückkehren. Schellenstein, mein Kraftfahrer, hatte eben wieder eine mit Bravour genommen – da sah ich die Betonplatten liegen! Stapel neben Stapel. Wahrhaft klassische Betonplatten! So an die zwei Meter lang und einen guten halben Meter breit, zwar ein wenig konisch, aber trotzdem... die wären genau richtig!
Im Vorbeifahren konnte ich noch das Schild mit der Aufschrift VEB Baukombinat... erkennen, dann hatte die nächste Kurve diesen flüchtigen Einblick weggewischt.
Es war ein regelrechter Postkartenmorgen – so „schön". Am rechten Straßenrand fiel das Gelände steil ab. Unten im Tal lagen die Häuser noch halb im Frühnebel. Die Rauchfahnen, die gemütlich aus den Schornsteinen pafften, vermischten sich mit den dunstigen Schleiern, verquirlten sich grau in weiß. Die ersten Sonnenstrahlen färbten alles fast himbeerrot...
Schellenstein, der am Kurvenausgang wieder kräftig Gas gegeben hatte, sagte: „Wenn man das fotografiert, ist es der reinste Kitsch..."
Da hat er recht, dachte ich. Aber trotzdem, so in Natura war es tatsächlich schön.
Sie werden jetzt sagen, was soll das alles? Was haben Betonplatten, ein mißgestimmter Kompaniechef und eine die Landschaft himbeerrot färbende Morgensonne miteinander zu tun? Wenn Sie noch ein wenig Geduld haben, werden Sie alles gleich genau erfahren.
Als ich in der Kompanie, im Wald oberhalb des schmalen Grenzbaches ankam, waren Kolperts Männer schon schwer bei der Arbeit. Doch die Schwierigkeiten, die ich eigentlich schon vorausgesehen hatte, waren schlimmer als erwartet. Der Waldweg jenseits der von den Langholzfahrzeugen festgewalzten Straße erwies sich nicht nur als naß, sondern als buchstäblicher Morast. Dort aber mußten die Fahrzeuge durch, um den Vorsorgungspunkt einzurichten. Es war die einzige Stelle, die uns blieb...
Die Räder der Fahrzeuge waren tief eingesunken, wühlten den Morast immer mehr auf. In ein paar Tagen würde hier nicht einmal mehr ein starker Traktor die LKW durchbringen können.
Oberleutnant Kolpert fluchte, der Küchenunteroffizier spuckte wütend in den rotbraunen Schlamm. Den Soldaten, die den Wassertransportwagen auf einen provisorisch angelegten Knüppeldamm wuchteten, lief der Schweiß in Strömen über die müden Gesichter. Schwärme von Mücken stürzten sich auf die feucht glänzenden Nacken und entblößten Arme...
Ich fluchte innerlich mit.
Als ich Kolpert die Hand reichte, blickte er mich von unten herauf an. Nicht spöttisch, aber doch so, als wollte er sagen: „Na, siehst du nun, was ihr mit eurem Befehl angerichtet habt?"
Doch er schwieg, griff dann in meine F 6-Packung, die ich ihm entgegenhielt. Ich versuchte, ein möglichst unbefangenes Gesicht zu machen. Wohl war mir aber nicht dabei. ▶



Dann rückte ich mit meiner Idee heraus, ohne Vorrede. Zwar war es nur eine vage Idee, aber immerhin eine Idee ...

„Betonplatten müßte man haben ..." sagte ich. „Betonplatten, so an die fünfzig ... sechzig Stück ... verstehst du ...?"

Kolpert zog an seiner Zigarette, tat es gleich noch einmal und trat dann die noch lange Kippe in den Schlamm. Er tat das langsam und mit unmißverständlicher Gestik ... Er sagte noch nichts, aber ich verstand ihn auch so. Dann machte er einen schnellen Schritt nach vorn und klatschte mir die flache Hand in das Genick.

„Betonplatten", sagte er dann und hielt mir auf der ausgestreckten Hand eine fette Bremse unter die Nase, die sich angeschickt hatte, mir ein paar Tropfen Blut abzuzapfen. „Entschuldigung", fügte er rasch hinzu und fuhr fort: „Betonplatten, vielleicht noch eine hübsche Asphaltstraße von der Weggabel bis zu uns hoch, ein Bad und zur Krönung des Ganzen Betten mit Schlaraffiamatratzen ..."

Es blieb offen, wofür er sich entschuldigt hatte, für den Schlag in mein Genick, der faktisch eine gute Tat war, oder für seinen Monolog, der, gelinde gesagt, eine Ungehörigkeit darstellte.

Er wartete nicht auf meine Antwort, bückte sich nach einem Feldstein, warf ihn in die tief ausgefahrene Spur, die sich zum Knüppeldamm hinzog, langte nach dem nächsten.

Ich schloß mich ihm an. Gebückt, Stein um Stein aufnehmend und in den mit schmatzendem Geräusch aufspritzenden Schlamm werfend, bewegten wir uns vorwärts.

„Ich hab' sie doch schon gesehen, die Betonplatten", sagte ich. „Nicht einmal weit von hier, so acht bis zehn Kilometer. VEB Baukombinat ..., ob da nicht etwas zu machen ist ...?"

Ich hatte einen ziemlich massiven Brocken erwischt, bekam ihn nicht hoch. Kolpert faßte mit zu.

„Hoo ... hopp" und nochmal „hoo ... hopp!"

Wieder spritzte der Dreck. Ich richtete mich auf. „Laß uns darüber reden", sagte ich. „Wir fahren mal hin. Einen Entschluß muß man ja wohl fassen ... oder?"

Kolpert brummte etwas. Er hatte angebissen. „Der Bauplatz ist besetzt, zwei Wohnwagen stehen da", sagte ich. „Bisher haben uns alle geholfen so gut es ging. Warum sollte es mit den Platten nicht gehen? Wenn wir sie kriegen, sind wir aus dem Schneider raus – machen wir so weiter wie jetzt – dann geht uns die Puste aus ..."

Kolpert hatte mir zugehört, wischte sich mit der Hand über das Gesicht, eine Schmutzspur blieb zurück. Dann fragte er unvermittelt: „Was wiegen denn diese Platten?"

Ja, was wiegen sie wohl, diese Platten? Ich



Illustration: Rudolf Grapentin

überlegte. Auf gut Glück sagte ich dann: „Na — an die zwei Tonnen, denke ich, unter Umständen etwas weniger ..." und schnell ergänzte ich noch: „Oder etwas mehr ..."
Kolpert fingerte vorsichtig seine Casino-Schachtel aus der Brusttasche. Er lachte kurz auf.
„Zwei Tonnen? Nur zwei Tonnen? Schön, sowas haben wir früher an der Uhrkette getragen. Früher! Aber jetzt, hier! Da brauchen wir zwei Kranwagen. Einen unten ... aufladen, einen oben ... abladen und verlegen. Zwei Kranwagen! Verstehst du! Und das am Sonntag ... dann schon lieber Knüppeldämme!"
Sicher hat er recht, dachte ich. Trotzdem wurde ich laut. „Knüppeldämme! Willst du den halben Wald abholzen, sollen deine Soldaten von den Mücken gefressen werden, und willst du sie zum Grenzdienst tragen?"
Ich hatte Kolpert mehr Initiative zugetraut. Keinen Mumm hat er, dachte ich, kein Vertrauen zur Bevölkerung ... Er ließ meine Vorwürfe über sich ergehen.
„Daß wir es versuchen wollen, war ja schon beschlossen", sagte er dann. „Genosse Major", fügte er noch hinzu. Er wurde wieder förmlich.
Ich konnte es ihm nicht übelnehmen, ja, weiß der Teufel, ich konnte es ihm nachfühlen. Aber ich mußte mich durchsetzen. Die Arbeiten wurden vorläufig eingestellt. Und wenn es auch nicht klappen sollte ... aber versucht mußte man es haben. Der Himmel, oder weiß ich wer sonst, führte in diesem Augenblick eine Kulturgruppe, eine Combo, mit einer hübschen Sängerin, zu uns auf den Berg. Die Kultur erwies sich als mein direkter Verbündeter ... Fünf Minuten später saßen wir in meinem Wagen. Die Kurverei begann aufs neue, nur in umgekehrter Richtung ...
Über dem Tal, in dem sich vorhin Nebel und Schornsteinrauch himbeerrot verfärbt hatten, lag nun richtiger Sonntagssonnenschein und Sonntagsfrieden. Die Rauchfahnen aus den Schornsteinen stiegen geradewegs in den spätsommerlichen Augusthimmel, und irgendwo bimmelte die Glocke einer Dorfkirche. Sie bimmelte mit dünnem Stimmchen, und es klang wie: Hat keinen Zweck ... hat keinen Zweck ...
Da tauchte hinter der nächsten Kurve schon das Schild auf: VEB Baukombinat ... Hinter den Plattenstapeln der Wohnwagen. Das Fenster zur Straße war geöffnet. Radiomusik. Peter Wieland verkündete: „Heut ist ein Feiertag für mich ... und alle Leute freuen sich ..." Dazwischen: „Karo-As mußt du bringen, du Flasche, Karo-As ..."
Kolpert zog ein Gesicht, und mir schien, daß er keine Lust verspürte, aus dem Wartburg zu klettern, um die Skatbrüder beim Sonntagmorgengrand zu stören. Er starrte auf die Plattenstapel. Wir waren hier. Also los, ran an das Problem. Bei den wenigen Schritten zur

Wohnwagentreppe überlegte ich, wie das Gespräch am besten zu beginnen sei. Wie sagt man? Kollegen? Genossen? Freunde?
Wir kletterten die schmale Stiege hoch. Kolpert drehte sich noch einmal um, flüsterte mir zu: „Sechzig Stück von den Dingern... sechzig Stück genügen..." Er hatte endgültig Feuer gefangen.
Bevor ich zu einem Gruß kam, hatte Kolpert, dem ersten Skatspieler über den Rücken schauend, ruheheischend den Zeigefinger an die Lippen gelegt.
Die drei hatten verwundert die Köpfe gehoben und wollten das eben aufgenommene Blatt auf den Tisch legen, als sich Kolpert vernehmen ließ: „Das muß erst gespielt werden, Genosse Major, wäre ja Sünde, bei so einem Sonntagsblatt."
Es war ein Pfundsgrand. Alle lachten, als wir uns die Hände schüttelten. Kolpert war nicht wiederzuerkennen. Er nahm mir gewissermaßen die Initiative aus der Hand, er erklärte, was wir wollten. Es gab keine lange Diskussion. Den Bauleiter erreichten wir telefonisch in seiner Wohnung. Er gab die Genehmigung. Sechzig Betonplatten, leihweise. Der Grandspieler kratzte sich dann aber doch nachdenklich hinter dem Ohr. „Wir sind dabei, klar, aber Walter — Walter fährt den zweiten Kranwagen — der ist zu Haus, unten in der Stadt. Er hat heute Schuleinführung. Seine Tochter..."
Er nahm noch einmal seine siegbringenden Stiche vom Tisch und legte sie auf den Kartenstapel. Die anderen rückten an ihren Mützen. „Wenn wir hinfahren, ihm die Sache richtig erklären...?" Ich blickte von einem zum anderen, fragend. Sie zuckten die Schultern.
„Los, fahren wir", der Grandspieler griff nach seiner Jacke. „Walter kommt bestimmt... das wäre doch..."
Es war schon um die Mittagszeit. Wir rollten noch durch einige Nebenstraßen, dann um einen Neubaublock herum. „Stopp", sagte unser Begleiter, „hier ist es, zwei Treppen". Seine Stimme klang nicht sehr zuversichtlich. „Gehen wir hoch..." Wieder ergriff Kolpert die Initiative. Oben klingelte er, ließ aber dann mir den Vortritt. Eine noch junge Frau, dreißig vielleicht, öffnete. Über mich schien sie zunächst hinwegzublicken. Sie winkte unserem Skatspieler zu, der sich im Hintergrund gehalten hatte. „Was ist denn los, Herbert? Du mit der halben Volksarmee?"
Also Herbert hieß er. Nun mußte er nach vorn. „Wir müßten mal mit Walter reden, Helga, verstehst du, es ist sozusagen wichtig..."
Die Frau zog die Augenbrauen in die Höhe.
„Na, dann kommt mal rein." Kolpert trat sorgfältig seine Stiefel ab. Dann kam Walter. Kranwagenfahrer. Heut war ein Feiertag für ihn. Seine Tochter, eine kleine Sylvia, Carmen oder Brigitte, begann einen neuen Lebensabschnitt. Da gehört der Vater dazu, selbstredend. Ich wußte nicht, wie ich ihm unsere Bitte beibringen sollte.
Er stand vor uns. Zwischen jedem Finger seiner rechten Hand baumelte eine Flasche Pilsner.
Jetzt wurde Herbert aktiv. „Bier solltest du keins mehr trinken, Walter", sagte er, stand auf und nahm ihm die Flaschen ab. „Es geht nämlich um folgendes..." Herbert begann umständlich, und Walter zog seine Krawatte enger. Ich wollte schon dazwischengehen. Aber dann begriff ich. Für Herbert war das schon nicht mehr unser Anliegen, sondern das der Brigade geworden, und da sollte keiner sagen können, sie hätten das nicht selbst geklärt, unter sich sozusagen. Herbert war am Ende seiner Erklärung. „Unsere Brigade macht die Sache", sagte er nochmals mit Nachdruck.
Als Walter nun endlich zu Wort kam, machte er Herbert eine unmißverständliche Gebärde. „Hör' endlich auf zu quasseln! Denkst du, ich hab' den Kopf nur für die Mütze!" Dann knurrte er doch, aber nur für sich: „Schöne Sch... — und das gerade heute..." Schließlich knallte er seine Zigarettenkippe in den Ascher, rief: „Helga, wo sind meine Stiefel?" und „bring den Kumpels rasch was zu essen... aber kein Bier!" Dabei grinste er Herbert an. Herbert rief ihm nach, als er im Bad verschwand: „Mach dir nichts draus, Walter, Jugendweihe und Hochzeit kommen ja auch noch!" Walter brüllte zurück: „Und dann kommst du und liegst mir wieder in den Ohren... unsere Brigade...!"
Als wir zwei Stunden später, vor dem Kranwagen her, wieder auf unseren Berg kletterten, mußte ich an dieses: Schöne Sch... denken. Geklungen hatte es wie: „Klar, machen wir, ist doch keine Frage."
Als die ersten W 50 mit den Platten in der Kompanie eintrafen, hatte Walter aus dem Führerstand seines Kranwagens gebrüllt: „Los Männer, nun macht schon hin, sonst wird bei mir zu Hause auch noch die Bowle sauer!"
Sauer, dachte ich, ist er sauer? Ich glaube nicht.
Platte auf Platte wurde verlegt. Walter arbeitete ohne Pause. Er trieb die Soldaten an, er fluchte, aber er verlegte — sauber und präzis, Platte um Platte. Kurz vor achtzehn Uhr platschte die Letzte in den Schlamm.
„Fertig!" schrie Kolpert, „fertig!"
Ich stand neben ihm. „Na bitte, was hab ich gesagt?" Ich knuffte ihn freundschaftlich in die Seite.
Walter kletterte aus seinem Führerstand, kam auf uns zu. Seine Augen liefen die Platten entlang, so als würden sie noch einmal zählen und die richtige Lage prüfen. Er blieb bei uns stehen, wischte sich die Hände an den Manchesterhosen sauber und holte die Zigaretten hervor. „Hat es geflutscht?" fragte er. „Es hat, und wie!" antwortete ich und faßte ihn unter. „Na also", sagte er. Mehr nicht. Dann bot er uns eine Zigarette an. Es waren „Karo". Ich griff in die Schachtel.
Es ist die dritte Sorte, die ich heute rauche, dachte ich. Die „Karo" schmeckte ausgezeichnet. Und ohne mich der Schleichwerbung schuldig machen zu wollen, sage ich: Da soll nur noch einer etwas gegen „Karo" haben. Der kriegt es mit mir zu tun. Und Skat muß ich auch noch spielen lernen. War doch ein Pfundsgrand.



Überreste eines amerikanischen Luftlandeunternehmens, das Kämpfer der südvietnamesischen Befreiungsarmee vereitelten.

Wojciech Zukrowski

„Rattenvertilgung"

„Ich habe eine Überraschung für dich", sagte Chiu Han, „ich kann dich mit einem Offizier aus dem Süden bekanntmachen. Er kämpfte auf dem größten Hochplateau westlich von Huê; und er wird dir vielleicht besser als ich erklären können, weshalb unser Volk einem nicht nur zahlenmäßig stärkeren, sondern auch besser bewaffneten Feinde standhält."

Der Offizier, den er brachte, war in einen verwaschenen Drillichanzug gekleidet und glich in seinem Aussehen eigentlich mehr einem mageren, scheuen Schüler. Han erklärte ihm mit kurzen Worten, was mich am meisten interessierte. Der junge Genosse nickte und begann dann zu erzählen:

„Die Operation, von der ich sprechen möchte, rollte in dem Gelände ab, das wir bereits seit anderthalb Jahren hielten. Wir hatten dort Partisanenabteilungen organisiert, die in der Lage waren Angriffe zu führen, von Kampfeswillen beseelt waren und genau wußten, wofür sie diesen Kampf führten.

Besonderen Wert legten wir natürlich auf die Aufklärung des Gegners und die schnelle Übermittlung aller Informationen. Dabei halfen uns alle – vom Greis bis zum Kind auf dem Rükken eines Büffels . . .

Eines Tages erhielten wir Nachricht, daß unablässig Konvois schwerer Lastkraftwagen in ein befestigtes amerikanisches Lager bei Huê rollten. Sie brachten Raketen und Kisten mit Artilleriemunition. Offensichtlich bereiteten sich die Okkupanten auf einen Einsatz gegen unsere Partisanenabteilungen vor, auf ‚Rattenvertilgung', wie sie es nennen.

Wir warnten schnellstens die Bevölkerung. Neue Verteidigungsstellungen entstanden, getarnte Fallen, und alles Wertvolle wurde ver-



steckt. Zugleich alarmierten wir ein Bataillon der regulären südvietnamesischen Befreiungsarmee, das uns unterstützen sollte, falls der Feind unsere Partisanenposten verdrängen und in unser Verteidigungssystem eindringen würde.
Besondere Sorgen machten uns die gegnerischen Hubschrauber, die in unserem Rücken landen konnten, um schwerbewaffnete Infanterie abzusetzen. Also beschlossen wir, die gefährdetsten Plätze durch Bunker zu sichern und die Maschinenwaffen so zu verteilen, daß Hubschrauberlandungen möglichst vereitelt werden konnten.
Nur an einer Stelle, in einem stillen Tal, das geradezu zum Landen einlud, legten wir Schweigewaffen in den Hinterhalt. Dorthin sollten die Luftlandetruppen gelockt und nach dem Absetzen vernichtet werden.
Um noch ein übriges zu tun, riefen wir die Bevölkerung des Nachbarkreises auf, uns zu unterstützen und den Gegner im Rücken zu bedrohen, wenn er uns umzingeln sollte. Auch das wurde organisiert. Überall entstanden Stellungen, und wir blickten nun mit verhältnismäßiger Ruhe den Dingen, die da kommen würden, entgegen.

Die Amerikaner griffen im Morgengrauen an, zunächst mit vier Kompanien. Als sie auf unsere ersten Minen stießen, wurden sie sehr vorsichtig und bewegten sich nur noch langsam vorwärts. Da wir natürlich auch die Straße vermint hatten, kamen außerdem ihre Panzer nur langsam voran. Dabei war unsererseits, wie festgelegt, erst ganz vereinzelt das Feuer eröffnet worden, um den Gegner über unsere Stärke im unklaren zu lassen, und das schien ihn nicht wenig zu beunruhigen.
Im Laufe der folgenden Nacht erhielten wir die Meldung, daß der Gegner nicht nur mit dieser einen Kolonne, sondern noch mit zwei weiteren in das befreite Gebiet eingebrochen war und konzentrisch vordrang. Jetzt wurde es Zeit, das reguläre Bataillon einzusetzen.
Die eigentlichen Kämpfe begannen dann am nächsten Tag. Als der Feind nun ernsthaften Widerstand zu spüren bekam, begann er mit ununterbrochenen Bombardements und mit Artilleriefeuer. Bald brannten unsere Dörfer, doch niemand geriet in Panik. Auch nicht, als wir einige Züge zurückziehen mußten. Im Gegenteil: Die Bevölkerung entschloß sich zu einem der größten Opfer und setzte die Felder mit dem erntereifen Reis in Brand, um unser

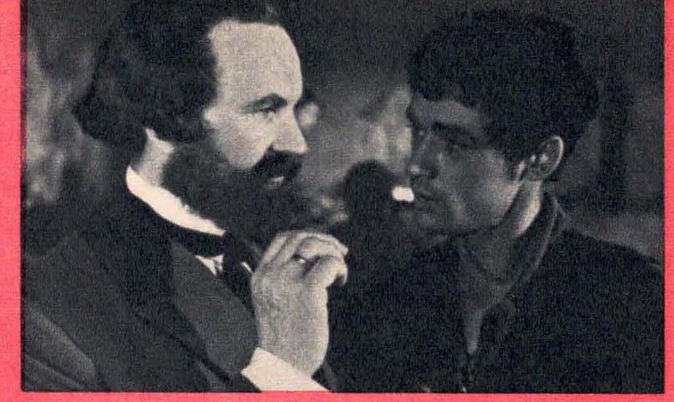


Manöver durch einen dichten Rauchvorgang zu decken.
Jetzt belegte der Gegner jenes stille, einladende Tal, das ihn zu locken schien, mit Bomben – offenbar, um eine Luftlandung vorzubereiten. Und richtig, bald darauf erschienen vier Hubschrauber. Wir ließen sie landen und nahmen dann die abgesetzte Infanterie unter Granatwerferfeuer. Bis Mittag hatten wir die gesamte Kompanie vernichtet.
Inzwischen hatte unser reguläres Bataillon bereits eine der amerikanischen Angriffskolonnen zum Rückzug gezwungen. Jetzt richtete es sein Feuer überraschend gegen eine andere US-Einheit, während Partisanen den Feind im Rücken angriffen. Das war für ihn zuviel, und er sah zu, daß er davonkam.
Am dritten Tag rückten dann jedoch zwei frische Panzerkompanien an. Allerdings bewegten sich die Amerikaner sehr vorsichtig durch das Gelände – und zogen sich, zu unserem Erstaunen, gegen Abend wieder zurück. Noch wußten wir nicht warum; doch dann stellte sich heraus, daß die Partisanen des Nachbarkreises eine Brücke gesprengt und Flankenangriffe geführt hatten.
Nun durchbrachen unsere Partisanenabteilungen – wo das bisher noch nicht geschehen war – die Einkreisung und setzten dem sich jetzt überall zurückziehenden Gegner ununterbrochen zu.
Damit war die ‚Rattenvertilgung' beendet. Die Amis gaben bekannt, sie hätten das Gebiet ‚gesäubert'; und unsere Partisanenabteilungen wußten jetzt, daß sie stark genug waren, den Feind zu schlagen. Unser reguläres Bataillon schließlich zog ab, an einen anderen Ort, wo es nötiger gebraucht wurde.



Noch einmal davongekommen . .

JR-COCKTAIL



(DEFA)

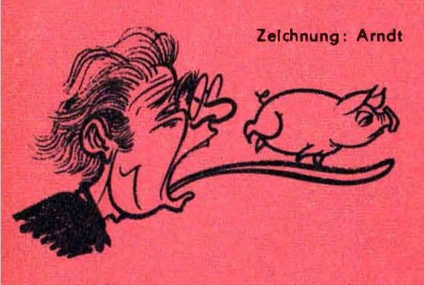
Bonn-Bonn's

„Tünnes, da hat doch die Studentenzeitung der Westberliner TU einmal die Politik der CDU und der NP untersucht!"
„Na und, was kam dabei raus?"
„Die Zeitung schreibt: Sie gleichen sich wie ein Ei dem anderen!"
„Sag ich doch: Faule Eier!"

●

„Du, der Professor für Geschichte an der Universität Gießen, Dr. Freiherr von Brunn, sagte zu einem Studentensprecher: ‚Halt die Schnauze, du rotes Schwein!'"
„Das ist nicht tragisch zu nehmen! Der Professor verwendet nur eine Abart der deutschen Sprache!"
„Abart, Tünnes?"
„Ja, großdeutsch!"

Zeichnung: Arndt



●

Beim Bonner Kriegsminister,
da gibt es den Herrn Fried,
der in bezug auf Kriege
sehr frei vom Leder zieht.

Er meinte, die Geschichte
muß jungen Leuten heut
mal neu erläutert werden
in dieser großen Zeit!

Auf Deutsche(s) soll man
stolz sein,
das sei des Bürgers Pflicht,
sagt Fried mit Überzeugung –
auf Nazis wohl doch nicht.

Heinz Lauckner

Mohr und die Raben von London

Er, der Herr in Gehrock und Zylinder, steigt in das Kellergewölbe einer Hafenspelunke hinab, wo eine Bande Halbwüchsiger ihren Schlupfwinkel hat, und gibt sich fast wie ihresgleichen... Er besteigt zu düsterer Nebelstunde mit dem King, dem Chef der Raben, ein Ruderboot und scheint an dunklen Geschäften beteiligt zu sein... Er taucht in der Rabengasse auf, in den Slums, erscheint nächtlicherweile in der Spinne von Cross & Fox, wo aus Kindern Profit herausgeschunden wird... Er sitzt in der Küche, hat die Hemdsärmel hochgekrempelt und schält mit nassen Augen Zwiebeln... Er: das ist „Mister Mohr". So nennen ihn seine Freunde. In seinem Paß steht: Doktor Karl Marx. Es sind Episoden der frühen Londoner Exiljahre des jungen, klugen, darum gefährlichen Feuerkopfes, die Regisseur Helmut Dziuba zu filmischer Darstellung verlockt haben. Sein Drehbuch stützt sich auf den gleichnamigen Roman von Ilse und Vilmos Korn, dessen Abenteuerfülle auch den Film so anziehend macht. Der Mann namens Karl Marx, schon damals, um die Mitte des 19. Jahrhunderts, eine Autorität, ist trotz mancher Misere in seinen Lebensumständen ein heiterer, tatenfroher Mensch – wer könnte solche Heiterkeit, solche aufs Verändern gerichtete Tatkraft besser darstellen als Alfred Müller? Diese seine neue, anspruchsvolle Hauptrolle wird seine große Popularität bei Jung und Alt abermals bestätigen.

– g –



Woher stammt „Kaliber"?

Kaliber (ital. calibro, altspan. calibo, altfranz. qualibre calibre, engl. caliber) wird richtig von dem arabischen Wort qâlab (qâlib, kalib) abgeleitet, das soviel wie Muster, Modell, Gußform bedeutet. Nicht zutreffend ist die freilich oft noch anzutreffende Herleitung aus dem Lateinischen qua libra (von welchem Gewicht? Wieviel Pfund?), obwohl man das Kaliber der Geschütze (Bombarden, Kartaunen, Feldschlangen) früher nach dem Kugelvollgewicht (Stein, Eisen) in Pfunden ausdrückte. In neuerer Zeit versteht man unter Kaliber bei Feuerwaffen den Durchmesser des Geschützrohres bzw. des Gewehrlaufes von Feld zu Feld, der in Millimetern, Zentimetern oder Zoll angegeben wird. Im Laufe der Entwicklung der Waffentechnik haben in allen Staaten

Verlag Neues Leben Berlin, 221 S., 1,80 M.

Kazimierz Korkozowicz: „Wer ist Mr. Prot?“

Da kommt er in das polnische Städtchen, und er hat seinen Mantel noch nicht ausgezogen, passiert in dem Haus, in dem er sich aufhält, schon ein Mord. Drei Personen können Täter sein — der eine verdrückt sich unerkannt aus dem geheimnisvollen Haus, aber da ist auch noch Anna Ochman, die Frau des Apothekers und Geliebte des ermordeten Ingenieurs, oder eben Mister Prot, der scheinbar zwanzig Minuten zu spät aus England kommt und nun die Frage von den Toten nicht mehr beantwortet bekommt. Ein Toter — das ist Sache der Polizei, und Prot und die Ochman versprechen sich im schnellen Einverständnis, sich da nicht einzumischen. Merkwürdig! Wir können den ungeduldigen Leser beruhigen: Der Tote bleibt nicht der einzige, und die Mordtaten sind auch nicht die Verbrechen, um die es in erster Linie gehen wird. Doch Prot ist immer wieder in Geschichten verwickelt, die normale Menschen gewöhnlich meiden, und viele müssen sich fragen: Wer ist denn nun eigentlich dieser Prot? Die Leser allerdings kommen bald hinter die Doppelrolle dieses ehrenwerten Gastes, des ehemaligen Emigranten aus Polen. Doch das ist Absicht des Autors. Trotzdem geht es in diesem Krimi spannend zu, denn Korkozowicz versteht es, den Leser von drei Seiten an der Aufklärung dieses verzwickten Kriminalfalles teilhaben zu lassen: Polizei und Staatssicherheit, die viele Details zu beachten und Fährten zu verfolgen haben; die Verbrecher, die ausgekocht genug sind, ihre Spuren zu verwischen und in ihrem Boß einen Gangster von Format besitzen, und eben — Mr. Prot. So haben wir einen routiniert und effektvoll gemachten Krimi, in dem gehauen, gestochen und geschossen, mit Auto, Motorboot und Hubschrauber gejagt und zur Strecke gebracht wird, die Kombinationen logisch aufgehen und die Geschichte trotz ihrer nicht einmal sehr geradlinigen Komplikationen immer überschaubar bleibt und die Fähigkeiten von Polizei und Staatssicherheitsorganen, wohl aber auch die der Verbrecher bis an die Grenzen des Möglichen vom Autor genutzt werden. *Claus*

die Kaliber zu verschiedener Zeit auch verschiedene Größen aufgewiesen. So waren die Kaliber der Bombarden und der Kartaunen unverhältnismäßig groß, aber dennoch durch den damaligen Verwendungszweck (Legen von Breschen in die Befestigungs- und Mauerwerke) gerechtfertigt. Übergroße Kaliber, von denen man sich neben der Feuerwirkung auch eine moralische Wirkung versprach, waren deshalb bis zum Beginn unseres Jahrhunderts — wenn auch vereinzelt — noch bevorzugt. Zu einer allgemeinen Verkleinerung des Kalibers kam es durch die Verwendung gegossener Geschützrohre und eiserner Kugeln sowie durch die Zunahme der Explosivkraft, die vom verbesserten Pulver ausging.

Eine erneute Zunahme der Kaliber brachte die Entwicklung der Küsten- und Marineartillerie, um die ständig stärker werdenden Eisenpanzer der Kriegsschiffe besser durchschlagen zu können.

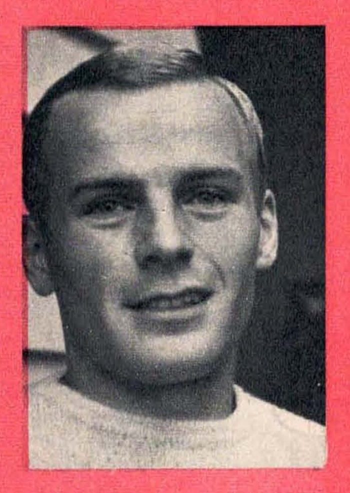
Die Kaliber der Handfeuerwaffen haben sich hingegen immer in gewissen „Normen“ gehalten.

Dr. Schu-Fa



OBERFELDWEBEL HARTMUT SCHELTER

Geboren: 22. 5. 1943. Beruf: Textilfacharbeiter. Klub: ASK Potsdam. Größte Erfolge: Mitinhaber der DDR-Rekorde über 100 m (10,1 s) und 200 m (20,8 s). Deutscher Meister der DDR 1968 über 100 m und 200 m. Teilnehmer der Olympischen Spiele in Mexiko, wo er über 100 m bis ins Semifinale gelangte und mit der 4-mal-100-m-Staffel der DDR im Finale in 38,6 s (neuer deutscher Rekord) den fünften Platz erreichte.



Relativ spät, erst 1963, wurde bei einem Armeesportfest das Talent des damals bereits 20jährigen Hartmut Schelter entdeckt. Bis dahin jagte der blonde Soldat dem braunen Leder nach, nun vertauschte er die Fußballstiefel mit den Spikes. Ganz kontinuierlich steigerte Hartmut in den folgenden Jahren seine Sprintleistungen: 10,7 s (1964), 10,5 s (1965), 10,4 s (1966). Im Olympiajahr 1968 kam dann der große Durchbruch: Mit 10,1 s und seinem Abschneiden in Mexiko stieß er endgültig in die Weltelite der Sprinter vor. Mit seiner Bestzeit von 20,8 s hat der 72 kg schwere und 1,76 m große Athlet auch über 200 m Spitzenformat bewiesen. Hartmuts Stärke, und besonders gefürchtet bei seinen Gegnern: sein spritziger Start.

In der Freizeit beschäftigt sich der lebenslustige, immer freundliche Fernstudent der Pädagogischen Hochschule in Potsdam gern mit Musik und Literatur.

B. R.

MILITÄRTECHNISCHE Umschau

Sowjetische Hubschrauberträger

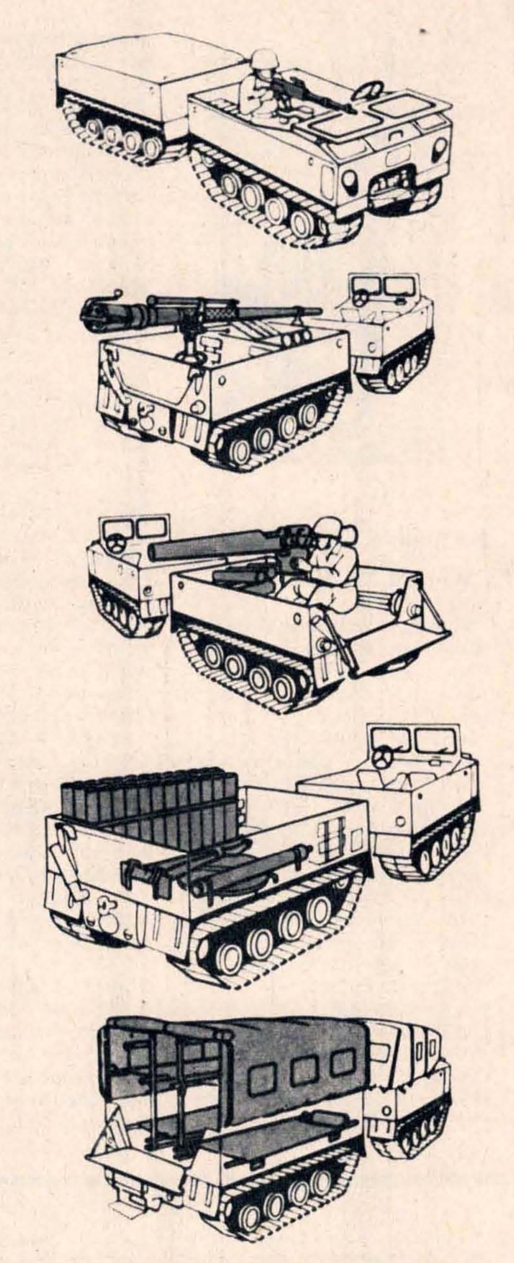
Eine neuartige Schiffsgattung der sowjetischen Seestreitkräfte sind Hubschrauberträger, die für Sicherungsaufgaben gegen Luft- und Unterwassergegner sowie im Rahmen von Landungsunternehmen eingesetzt werden können. Die sowjetische Presse bezeichnet diesen Schiffstyp als U-Abwehr-Kreuzer. Er ist mit einer größeren Anzahl von Hubschraubern ausgestattet, die im Inneren des Schiffs untergebracht sind. Die Bewaffnung besteht aus Fla-Raketen und automatischen Kanonen.

Papier beseitigt Öl auf dem Wasser

In Schweden wird jetzt ein Spezialpapier angeboten, das Öl, aber nicht Wasser aufnimmt. Das Papier wird in 2,40 m breiten Rollen hergestellt, die am Bug eines Katamaranbootes montiert werden. Zwischen Bug und Heck, wo das Absorptionspapier wieder aufgespult wird, saugt es Ölabfälle von der Wasseroberfläche auf. Durch zwei gebogene Balken, die vor dem Fahrzeug liegen, wird das Öl zum Kontakt mit dem Papier gezwungen. Besonders günstig erwies sich das neue Papiermaterial beim Aufsaugen von sehr dickflüssigem Öl. Durch dieses Verfahren wird die Wirkung der bisher verwendeten chemischen Mittel bei der Bekämpfung und Vernichtung von sogenannten Ölgürteln ergänzt.

Cl-31 Dynatrac im Einsatz

Mit dem Dynatrac wurde von Canadair ein leichtes Kettenfahrzeug geschaffen, das eine Nutzlast von 1 Mp in jedem Gelände befördern kann. Überdies kann es Flüsse und Seen überqueren sowie von mittleren Transporthubschraubern zum Einsatzort gebracht werden. Der Motor, ein Chevrolet HD 164, liegt vorn und treibt über Getriebe und Gelenkverbindungen sowohl die Raupen der Zugmaschine als auch die des Anhängers an. Wenn nötig, kann noch ein zweiter Anhänger mitgeführt werden, der auf die gleiche Weise angetrieben wird. Die Nutzlast wird dadurch um 680 kp erhöht. Auch als Transportmittel für Soldaten und Waffen ist das Fahrzeug vorgesehen, des weiteren lassen sich verschiedene Waffen montieren, so zum Beispiel: 1 × 7,62-mm-MG, 1 × RG-106-mm, 1 × Granatwerfer oder eine Abschußvorrichtung



für die Panzerabwehrlenkwaffe „Entac". Für den Arktis- oder Tropeneinsatz werden entsprechende Aufbauten geliefert, ebenso bei einem Einsatz als Feldambulanz, mobile Kommando- und Fernmeldezentrale.



Meßwertlochersystem 3518



Das Meßwertlochersystem des VEB Funkwerk Erfurt dient zur Registrierung und Speicherung der Ergebnisse digitaler Meßgeräte auf Lochstreifen bzw. Lochbandkarten bei gleichzeitiger Programmierung des Speicherträgers für bestimmte wählbare Operationen. Um das System an jede beliebige Datenerfassungsanlage anschließen zu können und um die Auswertung auf jeder beliebigen Datenerfassungsanlage zu ermöglichen, ist das System durch Einschübe, Zusatzgeräte, Codierkarten und Programmstecker erweiterungs- und anpassungsfähig.

SPW Skot-2A

Der von der tschechoslowakischen und der polnischen Volksarmee verwendete SPW Skot, der oft als OT-64 bezeichnet wird, gelangt jetzt auch in einer Version mit Drehturm zum Einsatz. Das Fahrzeug trägt in dieser Ausführung die Bezeichnung Skot-2A. Der Drehturm ähnelt stark dem des sowjetischen SPW 60 PB.

Falt-Reservereifen

Amerikanische Reifenfirmen entwickelten einen zusammenfaltbaren Reservereifen, der im Fahrzeug wenig Platz einnimmt und im Bedarfsfall mit einer Preßluftflasche schnell aufgepumpt ist.

Militärisches Segelflugzeug

Ein Segelflugzeug für militärische Zwecke wird zur Zeit von der Fa. Lockheed für das US-Heer entwickelt. Die für lautlose Aufklärungsflüge vorgesehene Maschine soll eine Weiterentwicklung des berüchtigten Spionageaufklärers U-2 sein. Das doppelsitzige Voll-Aluminiumflugzeug erhält die Bezeichnung QT-3 und wird zusätzlich mit einem geräuschgedämpften Motor ausgestattet.

Gerät zum Entdecken von Verschütteten

In Jugoslawien wurde ein Geophon konstruiert das zum Entdecken von Verschütteten z. B. unter Trümmern, in Bergwerken oder unter abgerutschten Erdmassen dient. Das Gerät kann jede Laut- oder Geräuschquelle erfassen. Die meist sehr schwachen Signale Verschütteter werden über eine Spezialmembrane verstärkt. Ein aperiodischer Strahlenresonator sammelt und verstärkt die Lautsignale, die zum Ohr des Hörers geleitet werden. Gleichzeitig werden die Signale durch eine Vorrichtung mit einem Zeiger optisch registriert.

U-Boote aus Kunststoff

Die Royal Navy verwendet seit einiger Zeit Kunststoff-Formteile für U-Boot-Aufbauten und untersucht gegenwärtig die Möglichkeit, einen U-Boot-Körper aus glasfaserverstärktem Polyester zu bauen. Seit fünf Jahren werden alle Aufbauten der U-Boote des britischen Oberontyps aus Kunststoffmaterialien gefertigt. Brükkenflosse und Kommandoturm bestehen aus glasfaserverstärktem Polyester. Der Übergang zu solchen Aufbauten brachte enorme Einsparungen an Wartungszeiten.

Japanischer SPW Typ 60

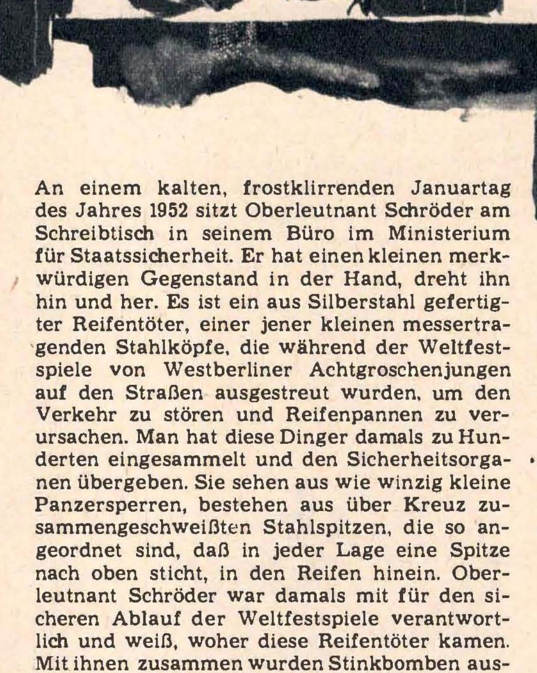
Die Truppen der Landstreitkräfte der japanischen Armeen werden verstärkt mit dem Schützenpanzer Typ 60 ausgerüstet, dessen Serienproduktion seit 1961 läuft. Das Gefechtsfahrzeug hat folgende taktisch-technische Daten: Masse etwa 10 t; Länge 4,8 m; Breite 2,4 m; Höhe 2,4 m; Höchstgeschwindigkeit 45 km/h; Bewaffnung 1×12,7-mm- und 1×7,62-mm-MG; Funkstation; Antrieb 4-Zylinder-Diesel-Mitsubitsi 220 PS (luftgekühlt). Zusätzlich können aufmontiert werden: 81- oder 106,7-mm-Granatwerfer und 106 mm rückstoßfreies Geschütz.



Nach Tatsachen erzählt
von J. C. Schwarz

Anschlag auf den „Blauen Express"

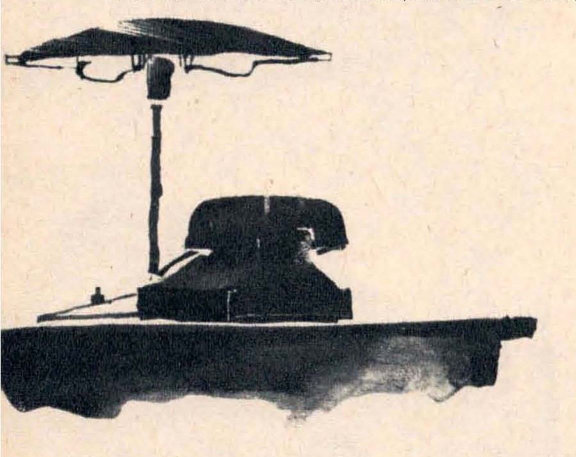




An einem kalten, frostklirrenden Januartag des Jahres 1952 sitzt Oberleutnant Schröder am Schreibtisch in seinem Büro im Ministerium für Staatssicherheit. Er hat einen kleinen merkwürdigen Gegenstand in der Hand, dreht ihn hin und her. Es ist ein aus Silberstahl gefertigter Reifentöter, einer jener kleinen messertragenden Stahlköpfe, die während der Weltfestspiele von Westberliner Achtgroschenjungen auf den Straßen ausgestreut wurden, um den Verkehr zu stören und Reifenpannen zu verursachen. Man hat diese Dinger damals zu Hunderten eingesammelt und den Sicherheitsorganen übergeben. Sie sehen aus wie winzig kleine Panzersperren, bestehen aus über Kreuz zusammengeschweißten Stahlspitzen, die so angeordnet sind, daß in jeder Lage eine Spitze nach oben sticht, in den Reifen hinein. Oberleutnant Schröder war damals mit für den sicheren Ablauf der Weltfestspiele verantwortlich und weiß, woher diese Reifentöter kamen. Mit ihnen zusammen wurden Stinkbomben ausgestreut und sogar Phosphorampullen, die kleine Brände auslösten. Fahnen und Transparente, ein Zeitungskiosk, eine Wurstbude brannten ab. Diese Anschläge lagen auf einer Linie mit den von Westberlin aus an Luftballons herübergeblasenen Flugblättern und den an Hauswänden und Laternen angeklebten Hetzparolen. Es sollten dadurch Unruhe und Unzufriedenheit in die Bevölkerung getragen werden. Die Herren in Westberlin glaubten wohl, mit dem kleinen Finger die DDR von der Landkarte herunterwischen zu können, sie strengten ihre Erfindungskraft nicht sehr an.

Aber mit diesem Reifentöter, den Oberleutnant Schröder jetzt, im Januar 1952, in der Hand hält, hat es noch eine besondere Bewandtnis. Es ist ein Nachzügler, er wurde erst jetzt gefunden. Ein pfiffiger Berliner Lehrjunge hatte ihn in sein Taschentuch gewickelt und war da-

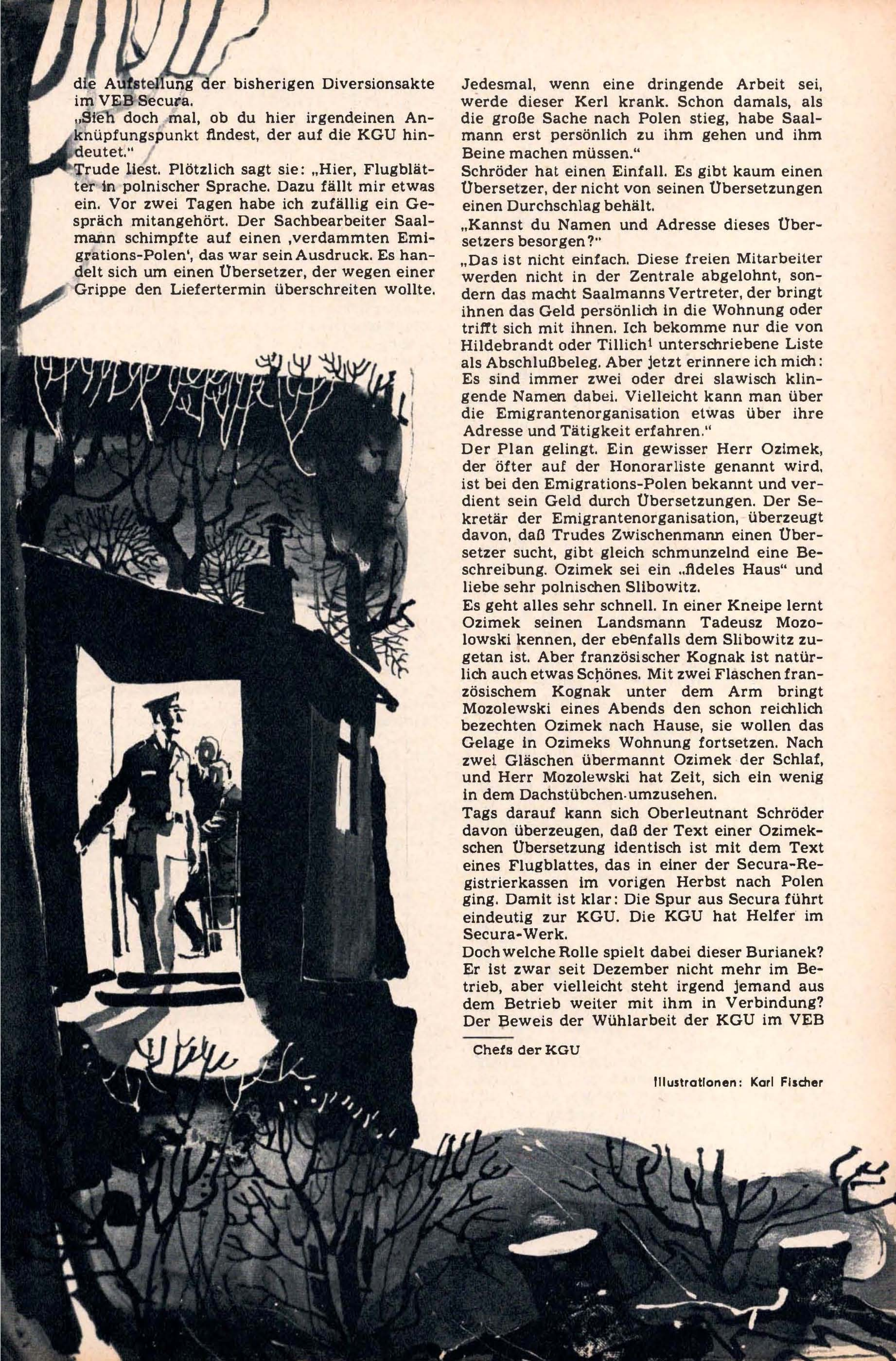
mit zu den Sicherheitsorganen gekommen: „Das Ding hier, sehen Sie sich das mal an. Ich lerne Autoschlosser in der Kfz.-Reparaturwerkstatt in Mitte. Wir haben gestern einen Personenkraftwagen abgeschleppt, der dem VEB Secura gehört. Sie wissen doch, wo die Registrierkassen gebaut werden. Ein schwerer Brummer war auf den PKW aufgefahren, und wir mußten mit dem Schweißbrenner schneiden, um da ranzukommen. Also schwerer Schaden. Als wir an den Metallboden kamen, lag unter dem Sitz dieser kleine Gegenstand, ein bißchen eingeklemmt. Ich habe ihn heimlich eingesteckt. Erst wußte ich nicht, was es war, aber einer meiner Kumpels sagte, das sei ein Reifentöter. Gleich hinter dem Sitz war ein Loch am Boden, und auf dem Loch war eine kleine Eisenplatte angeschraubt. Wir lachten, jemand sagte, da wurde sicher während der Fahrt auf die Straße gepinkelt. Aber mir fiel ein, daß das ja eine Öffnung zum Ausstreuen von Reifentötern gewesen sein könnte."
Schröder hatte lachen müssen, als der Leutnant,



der den Jungen empfangen hatte, das erzählte. Jetzt sitzt er und dreht den Reifentöter in der Hand.
Wer sind die Leute, die im VEB Secura mit dem Wagen in Berührung kommen? Nach den bisherigen Feststellungen ist man auf keinen Verdächtigen gestoßen. Aber es muß einer da sein, der ein Feind der DDR ist, denn die Akte „Secura" zeigt eine auffallende Häufung typischer Diversionsakte: Klebeparolen und Flugblätter gegen Weltfestspiele und Betriebskollektivvertrag auf Klos, Korridoren, Treppen; die antikommunistisch stechende „Tarantel" auf Fensterbrettern und unter Körpern der Zentralheizung; sogar Hetzblätter in polnischer Sprache in Transportkisten in denen Secura-Registrierkassen nach Polen gehen. Eins dieser polnischen Flugblätter, von polnischen Genossen herübergebracht, liegt in Schröders Schrank.
Er holt den Wisch hervor, vergleicht ihn mit dem Reifentöter auf seinem Tisch. Gute westliche Arbeit: Der Reifentöter aus Silberstahl; das Flugblatt auf holzfreiem Papier und richtig gedruckt, nicht hektografiert. Sie investieren Geld in ihre Schmutzarbeit, und nicht zu wenig. Secura, Secura: Was für ein Zusammenhang kann zwischen allen diesen Dingen bestehen?
Plötzlich fällt ihm ein, daß er möglicherweise einen Fehler gemacht hat: Vielleicht waren die Leute, die vor vier Monaten mit dem PKW zu tun hatten, andere als heute? Vielleicht fuhr damals, während der Weltfestspiele, jemand den Wagen, der ihn heute nicht mehr fährt?
Die Kaderabteilung im Secura-Werk gibt Auskunft. Es ist eigentlich nur *eine* charakteristische Personalveränderung im Zusammenhang mit dem Wagen zu verzeichnen: Der Wagenmeister Burianek verließ im Dezember den Betrieb, man hat zwar noch seine Adresse, man weiß aber nicht, wo er arbeitet. Seine Unterlagen wurden von keinem Betrieb angefordert, sie liegen immer noch in der Kaderabteilung des Secura-Werkes. Das bedeutet, daß er entweder in die private Wirtschaft gegangen ist oder gar nicht arbeitet.
Schröder läßt sich diese Unterlagen kommen, es sind die ersten Unterlagen aus diesem Betrieb, die ihn interessieren. Faschistische Unteroffiziersschule in Werder bei Potsdam. Als Freiwilliger zum Afrikakorps Rommels. August 1942 Flugzeug-Erkennungsdienstlehrgang. Dezember 1943 von Italien aus als Freiwilliger zur Fallschirmjägerdivision in Frankreich. August 1944 bei den großen Rückzugskämpfen in Frankreich schwer verwundet. April 1945 als Feldwebel unaufgefordert zur Sammelstelle nach Spandau, zuletzt Fahrer im Luftfahrtministerium. Kämpft bis zuletzt. Nimmt in seinem Haus einen desertierten Soldaten fest, während die Rote Armee nur noch wenige hundert Meter entfernt ist, und bringt ihn zur Kommandantur. Den Festgenommenen rettet nur ein Zufall vor der Erschießung.
Gibt sich kämpfend erst am zweiten Mai im U-Bahnschacht Friedrichstraße—Oranienburger Tor gefangen. Wegen seiner alten Verwundung bereits im Juni wieder entlassen. 1946 Kraftfahrer bei der sowjetischen Besatzungsmacht. Januar 1947 „Deutscher Kraftverkehr", technischer Leiter über einen Fahrzeugpark von 130 Wagen. März 49 Verkehrspolizei, Hauptwachtmeister bei der Kraftfahrzeuginspektion bis November 1949. Seit 47 Mitglied der SED.
Aber der Soldat, den er festnahm, erkennt ihn eines Tages wieder und läßt ihn verhaften. Verfahren wegen Verbrechens gegen die Menschlichkeit. Im April 1950 wieder mit Bewährungsfrist entlassen. Im August 1950 arbeitet er als Kraftfahrer beim VEB Secura in der Chausseestraße und avanciert dort in kurzer Zeit zum Wagenmeister.
Was tut er seit seiner Entlassung im Dezember 1951? Burianek, der Militarist, versuchte sich mit der SED-Zugehörigkeit zu tarnen. Nur seine Entlarvung verhütete, daß er seine Kollegen weiter täuschen konnte. Man kann ihm also einiges zutrauen. Natürlich kommt es auch vor, daß solche Leute umlernen, sich ändern, ihre Vergangenheit bereuen. Aber es gibt auch

eingefleischte Gegner der neuen sozialistischen Ordnung, die ihr mit allen Mitteln Schaden zufügen und die alten Verhältnisse wieder herstellen wollen.
Schröder berichtet seinem Vorgesetzten, Major Kilian, den Sachverhalt. Jener nickt zustimmend. „Sie haben schon recht, Genosse. Es scheint sich tatsächlich um eine echte Spur zu handeln. Aber dieser Verdacht gibt uns noch keine Handhabe, jetzt schon zuzugreifen. Seine Strafe hat er abgesessen, die Bewährungsfrist durchgehalten. Also muß man ihn wie jeden anderen Bürger behandeln. Ich stimme mit Ihnen überein, wenn Sie sagen, daß dieser ganze Secura-Komplex nach KGU schmeckt. Sprechen Sie über diese Angelegenheit mit Hauptmann Klinger, vielleicht kann er Ihnen weiterhelfen."
Damals machte die „Kampfgruppe gegen Unmenschlichkeit" von sich reden, die KGU. Vom Westberliner Senat geduldet und von den Amerikanern finanziert, hatten sich Abenteurer und kriminelle Elemente zusammengetan, um mit allen Mitteln der Spionage und mit verbrecherischen Anschlägen gegen „das kommunistische Regime im Osten Deutschlands" zu kämpfen. Die Sektorengrenzen waren offen, die Telefonleitungen zwischen Westberlin und dem demokratischen Sektor ungestört, für zwanzig Pfennig konnte man anständige Leute per Telefon beunruhigen oder hinüberfahren und direkt die Zündschnur legen. Es war die Zeit der Care-Pakete und der anonymen und zwielichtigen Postsendungen aller Art, die Zeit der Aufwiegelung und Abwerbung, der Grenzgänger und Schieber, der Wechselstuben und Achtgroschenjungs; gefährlich wippte der Sumpfboden Westberlins.
Nur wenige Tage, nachdem Oberleutnant Schröder mit Hauptmann Klinger über die KGU gesprochen hat, sitzt Schröder mit einer gut aussehenden jungen Frau zusammen: die Genossin Trude. Ihre Existenz bezeugt, daß die Herren drüben keine Ahnung davon haben, wie durchlöchert ihr Absicherungssystem ist.
„Hier ist ein Bild von Burianek", sagt Schröder zu der Genossin. „Erkennst du ihn wieder?"
„Nein, nie gesehen. Kann auch gar nicht sein, wenn er aus der DDR kommt."
„Wieso. Versteh' ich nicht."
„Hängt mit dem Netzsystem zusammen. Die Westberliner Zentrale in der Ernst-Ring-Straße in Berlin-Nikolassee wird nur von ‚Sachbearbeitern' betreten, die in Westberlin ansässig sind. Die anderen bekomme ich gar nicht zu sehen. Leute aus der DDR gehen meistens zur ‚juristischen Beratungsstelle', zum Beispiel Geschäftsleute, die wissen wollen, wie sie Steuern umgehen, Gewinne verschleiern können und ähnliches. Die in der DDR ansässigen Agenten der KGU treffen sich mit den Sachbearbeitern der Zentrale irgendwo in Restaurants und Deckwohnungen. Ihr Schriftverkehr mit der Zentrale läuft unter Deckadressen und Decknamen. Den Schlüssel dazu hat der Chef im Panzerschrank, da kommt niemand ran. Ich kann dir also nicht sagen, ob sich unter ihnen Burianek befindet."
Schröder seufzt mißmutig. Dann zeigt er Trude





die Aufstellung der bisherigen Diversionsakte im VEB Secura.
„Sieh doch mal, ob du hier irgendeinen Anknüpfungspunkt findest, der auf die KGU hindeutet."
Trude liest. Plötzlich sagt sie: „Hier, Flugblätter in polnischer Sprache. Dazu fällt mir etwas ein. Vor zwei Tagen habe ich zufällig ein Gespräch mitangehört. Der Sachbearbeiter Saalmann schimpfte auf einen ‚verdammten Emigrations-Polen', das war sein Ausdruck. Es handelt sich um einen Übersetzer, der wegen einer Grippe den Liefertermin überschreiten wollte. Jedesmal, wenn eine dringende Arbeit sei, werde dieser Kerl krank. Schon damals, als die große Sache nach Polen stieg, habe Saalmann erst persönlich zu ihm gehen und ihm Beine machen müssen."
Schröder hat einen Einfall. Es gibt kaum einen Übersetzer, der nicht von seinen Übersetzungen einen Durchschlag behält.
„Kannst du Namen und Adresse dieses Übersetzers besorgen?"
„Das ist nicht einfach. Diese freien Mitarbeiter werden nicht in der Zentrale abgelohnt, sondern das macht Saalmanns Vertreter, der bringt ihnen das Geld persönlich in die Wohnung oder trifft sich mit ihnen. Ich bekomme nur die von Hildebrandt oder Tillich[1] unterschriebene Liste als Abschlußbeleg. Aber jetzt erinnere ich mich: Es sind immer zwei oder drei slawisch klingende Namen dabei. Vielleicht kann man über die Emigrantenorganisation etwas über ihre Adresse und Tätigkeit erfahren."
Der Plan gelingt. Ein gewisser Herr Ozimek, der öfter auf der Honorarliste genannt wird, ist bei den Emigrations-Polen bekannt und verdient sein Geld durch Übersetzungen. Der Sekretär der Emigrantenorganisation, überzeugt davon, daß Trudes Zwischenmann einen Übersetzer sucht, gibt gleich schmunzelnd eine Beschreibung. Ozimek sei ein „fideles Haus" und liebe sehr polnischen Slibowitz.
Es geht alles sehr schnell. In einer Kneipe lernt Ozimek seinen Landsmann Tadeusz Mozolowski kennen, der ebenfalls dem Slibowitz zugetan ist. Aber französischer Kognak ist natürlich auch etwas Schönes. Mit zwei Flaschen französischem Kognak unter dem Arm bringt Mozolewski eines Abends den schon reichlich bezechten Ozimek nach Hause, sie wollen das Gelage in Ozimeks Wohnung fortsetzen. Nach zwei Gläschen übermannt Ozimek der Schlaf, und Herr Mozolewski hat Zeit, sich ein wenig in dem Dachstübchen umzusehen.
Tags darauf kann sich Oberleutnant Schröder davon überzeugen, daß der Text einer Ozimekschen Übersetzung identisch ist mit dem Text eines Flugblattes, das in einer der Secura-Registrierkassen im vorigen Herbst nach Polen ging. Damit ist klar: Die Spur aus Secura führt eindeutig zur KGU. Die KGU hat Helfer im Secura-Werk.
Doch welche Rolle spielt dabei dieser Burianek? Er ist zwar seit Dezember nicht mehr im Betrieb, aber vielleicht steht irgend jemand aus dem Betrieb weiter mit ihm in Verbindung? Der Beweis der Wühlarbeit der KGU im VEB

[1] Chefs der KGU

Illustrationen: Karl Fischer

Secura gibt den Sicherheitsorganen die Möglichkeit, bestimmte Maßnahmen einzuleiten. Schröder veranlaßt alles Nötige. In kurzer Zeit entsteht ein aufschlußreiches Bild: In dieser Zeit besuchen sieben Angestellte des Betriebes Burianek in seiner Wohnung, wobei einige auch Wagen des Betriebes benutzen, zum Beispiel der Ingenieur M. und das BGL-Mitglied K. Alle diese Freunde Burianeks stammen *nicht* aus seinem früheren Arbeitsbereich, sondern aus anderen Abteilungen des Werkes. Die wirkliche Zahl der Besuche von Secura-Angestellten bei Burianek ist aber noch höher, denn man kann natürlich auch nach Feierabend und mit der Straßenbahn und zu Fuß zur Wohnung des früheren Wagenmeisters gelangen. Zwar ist noch immer unbekannt, was der Grund dieser Freundschaft ist, die Burianeks Entlassung aus dem Betrieb überdauert, aber den Genossen ist klar, daß Burianek bei den Machenschaften im VEB Secura seine schmutzigen Hände dazwischen haben muß.
Eines Tages wird ein Westberliner LKW, der 5000 für den Secura-Betrieb bestimmte Stahlfedern transportiert, an der Sektorengrenze von der Stumm-Polizei beschlagnahmt. Sie wußte genau Bescheid, sie hatte den Wagen erwartet. Es stellte sich heraus, daß nur wenige Mitglieder der Secura-Werkleitung über diese Lieferung informiert waren, unter ihnen der Ingenieur M. und das BGL-Mitglied K., dieselben Leute, die in betriebseigenen Wagen Burianek in seiner Wohnung besuchen. Es besteht also ein eindeutiger Zusammenhang. Und noch einen Trumpf haben die Genossen in der Hand: Trude ist an ihrer „zeitweiligen" Abeitsstelle zur Sekretärin avanciert und hat nunmehr Einblick in viele dunkle Machinationen. Das Netz entwirrt sich. Langsam schaut man durch: Burianek ist eine „Schlüsselfigur", alle Fäden laufen zu ihm.
Burianek jedoch fühlt sich vollkommen sicher. Die Zusammenkünfte in seiner Wohnung sind viel häufiger als aus Schröders Liste der Dienstwagen-Fahrten ersichtlich ist.
„Mit dem Zettelkleben und Stinkbombenwerfen ist es nun vorbei", sagt Agentenchef Burianek im Januar zu seinen Leuten, die eine schriftliche Erklärung unterschrieben haben, derzufolge sie sich zu Gehorsam verpflichten, zur strikten Durchführung aller ihnen erteilten Aufträge, und in der ihnen mitgeteilt wird, daß auf Verrat die Todesstrafe steht. „Wir sind für höhere Aufgaben vorgesehen. Wir werden wichtige Maschinen durch Spezialsäuren vernichten. Es müssen Brände angelegt und gewisse Personen eingeschüchtert werden. Überfälle auf Volkspolizeiposten und Sprengungen wichtiger Objekte sind eingeplant. Wir werden hohle Briketts, die mit Dynamit gefüllt sind, im Elektrizitätswerk Klingenberg zu den Kohlen legen und die Stromversorgung stören. Die KGU stellt alles zur Verfügung, was wir brauchen, auch Pistolen!" Er grinst zynisch und fährt fort: „Wer jetzt noch kneifen will, muß damit rechnen, daß er umgelegt wird."
Das chemische Laboratorium der KGU am Kurfürstendamm 106 arbeitet auf Hochtouren. Brandpakete in Größe eines Schuhkartons zur Vernichtung des Holzlagerplatzes Schnellerstraße 132 werden vorbereitet. Die Kartons enthalten sechs Kilogramm Thermit, mit Alu-Spänen vermischt, und als Zündmittel in Beuteln 100 Gramm Schwarzpulver. HO-Uhren sind als Zeitzünder eingebaut. Ein mit Sprengstoff beladener Lastwagen soll in die Wannsee-Gegend fahren und ein an der Autobahn gelegenes Objekt sprengen.
Die Bande rechnet von vornherein damit, daß sie bei ihren Anschlägen von den Sicherheitsorganen überrascht wird. Deshalb werden Nebelhandgranaten entwickelt und alle Bandenmitglieder angewiesen, auf die Genossen zu schießen.
Um in den Besitz des Fahndungsbuches der VP zu gelangen, soll der Volkspolizeiposten in Dreilinden bei Wannsee überfallen, gefesselt und beraubt werden. Das sind die „höheren Aufgaben" Burianeks und seiner Bande. Auf diese Weise glaubt man, der Weltöffentlichkeit die Existenz einer weitverzweigten antikommunistischen Widerstandsbewegung vorgaukeln und die Bevölkerung der DDR aufwiegeln zu können.
Den Überfall auf den Volkspolizeiposten in Dreilinden bereitet Burianek besonders gründlich vor. Er weiß, was er seinen Auftraggebern schuldig ist. Er gilt ja auf Grund seiner Vergangenheit als einer der zuverlässigsten Agenten der KGU, und Boß Hildebrandt hält große Stücke auf ihn, da Burianeks Bande nach faschistischer Manier zusammengeschlossen ist.
Es ist eine verhältnismäßig einsame Stelle, nur wenige hundert Meter von der Sektorengrenze entfernt. In der Aktentasche, die ein Bandenmitglied trägt, liegen Stricke und Gesichtsmasken. Ein Wagen der KGU wartet auf der Westseite, um die Attentäter und ihre Beute in Empfang zu nehmen. Pünktlich zur vorgesehenen Nachtzeit nähern sich im Dunkeln drei Männer dem Wachposten. Burianek will sich hinter einem Baum gerade die Gesichtsmaske umbinden, da öffnet sich die Tür des Postenhauses, und im Licht am Tisch sitzend gewahrt er mehrere andere Posten. Das hat Burianek nicht eingeplant. Sofort macht er kehrt und bricht die ganze Aktion ab.
Burianek ist wütend. Weil dieses „Ding" geplatzt ist, will er zu einem „großen Schlag" ausholen. Er will beweisen, daß auf ihn Verlaß ist. Die nächsten vier Wochen stehen im Zeichen der Vorbereitung dieses neuen Auftrages: Der D-Zug Berlin—Warschau—Moskau, der sogenannte „Blaue Express", soll in Erkner in dem Augenblick in die Luft gesprengt werden, in dem er eine über die Autobahn führende Brücke passiert. Burianek will damit der westlichen Welt beweisen, daß die „Ostzonenbevölkerung gegen den Verkehr, d. h. gegen die engen freundschaftlichen Beziehungen mit Polen und der UdSSR" ist. Aber auch dieses sorgfältig vorbereitete Projekt, das am 21. Februar

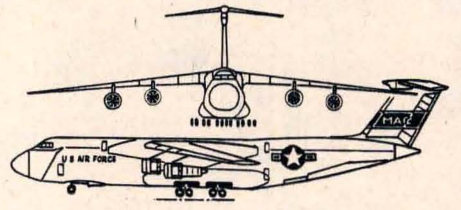
Fortsetzung auf Seite 79



ARMEE-RUNDSCHAU 3/1969 | TYPENBLATT | FLUGZEUGE

Lockheed C5A „Galaxy“ (USA)





Taktisch-technische Daten:

max. Startmasse	330 210 kg
max. Nutzlast	120 220 kp
Spannweite	67,85 m
Länge	74,91 m
Höhe	19,83 m
Höchstgeschwindigkeit	919 km/h in 7600 m Höhe
Reichweite	10 000 km mit 45 500 kp Nutzlast; 4 800 km mit 91 000 kp Nutzlast
Triebwerk	4 Turbinen General Electric TF 39 GE 1 mit je 18 642 kp Startschub
Besatzung	5 Mann

„Galaxy“ ist das größte Militärtransportflugzeug der USA. Es hat hydraulisch betätigte Bug- und Heckluken, bordeigene Fördereinrichtung mit einer Ladegeschwindigkeit von 30,5 m/min, zwei Kabinen im Oberdeck für Begleittruppen 8 + 75 Sitze. Hinter der Kabine befinden sich Schlafkojen, Küche und Aufenthaltsraum für eine Zweitbesatzung.

ARMEE-RUNDSCHAU 3/1969 | TYPENBLATT | KRIEGSSCHIFFE

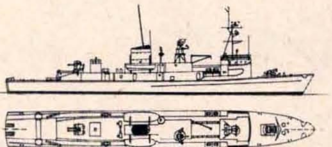
U-Jäger Typ B (Westdeutschland)

Taktisch-technische Daten:

Wasserverdrängung – Typenverdrängung	950 ts
– maximale	1000 ts
Länge	80,7 m
Breite	9,3 m
Tiefgang	2,8 m
Höchstgeschwindigkeit	24 kn
Marschgeschwindigkeit	18 kn
Bewaffnung	2 × 40-mm-MK in Doppellafette; 2 × U-Jagd-Torpedorohre; 2 Wasserbombenablaufgeräte; 1 reaktiver Wasserbombenwerfer 37,5 cm; elektronische und hydroakustische Geräte
Antriebsanlage	4 MAN-Diesel mit insg. 13 600 PS; 2 Schrauben
Besatzung	50 Mann



Der U-Jäger dieses Typs, 1963 in Dienst gestellt, ist die zweite Version dieser Schiffsklasse. Eine See-Luftraumüberwachungsanlage ermöglicht den Einsatz als Funkmeßvorposten im Küstenvorfeld und vor Geleiten.



ARMEE-RUNDSCHAU 3/1969

TYPENBLATT

PANZERFAHRZEUGE

Schützenpanzerwagen PBV 302 (Schweden)



Taktisch-technische Daten:

Gefechtmasse	13,5 t
Länge	5,45 m
Breite	2,84 m
Höhe (bis Turmoberkante)	2,14 m
Bodenfreiheit	0,40 m
Bodendruck	0,60 kp/cm²
Masse-Leistungs-Verhältnis	20 PS/t
Höchstgeschwindigkeit	
– auf Straße	66 km/h
– schwimmend	7 km/h
Fahrbereich	300 km
Bewaffnung	20-mm-Schnellfeuerkanone
Motor	Volvo-Penta 6-Zyl.-Viertakt-Otto mit Turboaufladung, 270 PS
Besatzung	2 Mann

Der SPW kann Schützen aufnehmen. Er besitzt vorn rechts eine Kommandantenkuppel und hinter dem Turm rechts und links je eine Seitenluke, aus denen je drei Mann gleichzeitig schießen können. Der Turm wird elektrohydraulisch geschwenkt. Eine Uberdruckbelüftung mit Luftfilter dient zum Schutz gegen Kampfstoffe. Der Wasserantrieb erfolgt durch die Gleisketten mit Gummistollen.

ARMEE-RUNDSCHAU 3/1969

TYPENBLATT

PIONIERGERÄT

Wasserfilterstation WFS 8000 (DDR)



Taktisch-technische Daten:

Basisfahrzeug	G 5
Masse	11 800 kg
Länge	7 175 mm
Breite	2 500 mm
Höhe	3 090 mm
Bedienung	2 Mann
Durchschnittsleistung	
– einf. Aufbereitg.	8 000 l/h
– kompl. Aufbereitg.	4 000 l/h
Mitgeführte Chemikalienreserve	reicht für 100 Betriebsstunden
Motorpumpe	Typ TS 3
Masse	70 kg
Länge	1 000 mm
Breite	500 mm
Höhe	750 mm
Förderstrom	15 m³/h
Motor	IFA EL 308
Hubraum	300 cm³
Leistung	5 PS bei 3 000 U/min

Die Wasserfilterstation dient zur Aufbereitung von Rohwasser, einschließlich vergifteten, verseuchten bzw. aktivierten Wassern. Die Wasseraufbereitung erfolgt kontinuierlich durch Entkeimen, Grobfiltration, Feinfiltration und Schönung, Entchloren und Neutralisation.

AR-Mitarbeiter Gerhard Schmidt und Major Waldemar Seiffert besuchten

Mephisto und die singenden

Fotos: Major Ernst Gebauer



Verbürgt ist nicht, ob der Kanonier Rainer Harder den Spitznamen Mephisto wirklich trägt. Ganz sicher hingegen, daß der Gegenspieler des Goetheschen Faust zu Rainers Traumrollen zählt und insofern sogar schuld daran ist, daß der einstige Dreher vom Stahlwerk Gröditz Schauspieler und später singender Kanonier im Truppenteil Grunert wurde.

„Besonders lernt die Weiber führen. Es ist ihr ewig Weh und Ach so tausendfach aus einem Punkte zu kurieren . . ." machte Mephisto (der Geist, der stets das Böse will und doch das Gute schafft) den Riesaer nach der Mittleren Reife auf die hübschen Mädchen des Schauspielzirkels im Stahlwerk Gröditz aufmerksam. Von Stund an bohrte in Rainer der Wunsch, zu den Mädchen, pardon, in den Zirkel zu gehen.

Ob er als Rollen lernender Don Juan Erfolge gehabt hat, erfuhren die Reporter nicht, wohl aber, daß es für einen Sechzehnjährigen Dinge gibt, die ihn außer der Minne zu begeistern vermögen. Rainer Harder lernte nach der Arbeit an der Drehbank theatergemäßes Sprechen und Laufen und Bühnensicherheit. Mit achtzehn fuhr er nach Leipzig und spielte der Aufnahmekommission der Theaterhochschule den Spiegelberg aus den „Räubern" vor.

Als er sich vier Jahre danach tatendurstig mit dem Schauspielerdiplom in der Tasche auf den Weg nach Freiberg

Kanoniere



Batteriechef Hauptmann Stengler: Schießen und Singen – um unser militärisches wie geistig-kulturelles Leben auf diese vereinfachende Formel zu bringen – erwiesen sich als zwei Seiten einer Medaille. Auf dem linken Foto: „Mephisto" und sein Freund Wolfgang Lambert (Opernsänger am Meininger Theater) beim Feuerdienst.



Sie darf ihren Gatten Jürgen nicht nur ungestraft, sondern sogar dafür mit Beifall belohnt „auf die leichte Schulter nehmen": Martina Büttner, Buchbinderin und gern gesehener Gast im Kreise der musischen Kanoniere.

machte, dachte er nie im Traume daran, daß ihn nach einem sehr kurzen „Gastspiel" am dortigen Theater ein 18-monatiges „Engagement" ganz anderer Art erwarten würde: Rainer Harder kehrte wieder nach Leipzig zurück, um noch einmal richtig sprechen und laufen zu lernen — so, wie es das *Soldatsein* verlangt.

Aus ist's mit der Kunst, resignierte der Mime. Doch der Mime irrte. Zu seiner Verblüffung geriet er in eine Einheit, in der ein kunstbesessener Zivilist, vom Batteriechef persönlich unterstützt, nach Gefechtsausbildung, Politunterricht und Waffenreinigen alles zusammentrommelte, was musisch begabt schien oder „vorbelastet" war.

Heute, nach fast eineinhalbjährigem Wehrdienst, gehört dies zu den vielen Erfahrungen des Kanoniers und Batterie-FDJ-Sekretärs Rainer Harder: Kunst und Literatur haben in der Nationalen Volksarmee nicht nur eine Heimstatt, sie sind gewissermaßen sogar in den Rang einer Waffengattung erhoben, ohne die keine dauerhaften Erfolge in Erziehung und Ausbildung erreicht werden können. Und er weiß, jetzt weiß er es, daß die Kultur der sozialistischen Gesellschaft dem Soldaten Erlebnisse verschafft, an denen er geistig und moralisch wachsen kann.

Knappenrode ist das Beispiel. Von Knappenrode wird zu reden sein.

„Als ich im November 1967 einrückte", gesteht Rainer Harder lächelnd, „schleppte ich einen Rucksack voller Skepsis mit in die Kaserne. Daß ich meinen Dienst in Ehren ableisten würde, daran bestand für mich kein Zweifel. Was aber die Kunst anging, so glaubte ich, daß sie über den Betten- und Spindbau nicht hinausreichen würde. Ich fiel aus allen Wolken, als mich Genosse Engelmann, der Leiter jenes ehrenamtlichen Ensembles, zu dem sich Artilleristen meines Truppenteils zusammengefunden hatten, sehr direkt fragte, was ich als Schauspieler während der kommenden 18 Monate zu bieten gedächte. ‚Einen qualifizierten Sprecher, der durch unser Programm führt, könnten wir gebrauchen', meinte er. ‚Wenn Sie überdies noch einen Sänger abgeben würden, wäre das mehr.' —

‚Der Musiklehrer hat mich als hoffnungslosen Fall betrachtet', wandte ich ein. ‚Und die Armee schon manches Talent zu Tage gefördert', entgegnete er. ‚Übrigens: Singt ein Schauspieler im modernen Drama nicht zuweilen auch?' "

Der Kanonier Rainer Harder wurde Sprecher und Sänger des ehrenamtlichen Ensembles. Singen und Schießen; Proben und Geschützreinigen... geht das so reibungslos?

„Wir haben zu kauen gehabt und kauen noch heute. Manchmal schienen wir am Ende unserer Kräfte zu sein, wenn wir aus dem Gelände kamen. Nicht selten erwartete uns nicht nur Genosse Engelmann, sondern ein Berg ungeschälter Kartoffeln. Doch die Schwierigkeiten haben uns zusammengeschweißt, das Kollektiv ist gewachsen. Knappenrode ist der Beweis."

In Knappenrode haben die musischen Kanoniere gezeigt, daß selbst dann noch der Funke glimmt, wenn die physische Leistungsgrenze erreicht ist und die Augenlider vom fehlenden Schlaf geschwollen sind.

Am Montag hatten sie mit den ATS die Kaserne verlassen und tags darauf den Konzentrierungsraum erreicht. Am



Mittwoch begann das Gefechtsschießen mit dreimaligem Stellungswechsel.
Sand, und Sonne, ausgefahrene Waldwege und Kiefern, die von Staub bedeckt waren wie von schmutzigem Reif. Er kroch in die Hemden, vermischte sich mit dem Schweiß und hielt die Zunge am Gaumen fest. Und in fünf Minuten feuerbereit. Und Feuer im Abstand von zwanzig Sekunden. Und chemischer Alarm.
Wie war das, K 1, als der Trotz in dir hochkam und das Verlangen dich packte, den Kanonier abzustreifen und den Menschen ins Gras zu schmeißen: Macht, was ihr wollt. Und der Mensch in dir fing an. sich gegen die Schwäche aufzulehnen. Und der Kanonier begann um den Ruf zu fürchten und wollte der beste sein. Und er begann zu singen, nein, zu summen. Und schließlich summten viele in der Batterie. Der Hitze, der Erschöpfung zum Trotz. Lützows wilde, verwegene Jagd; das halbe Repertoire. Der tote Punkt lag hinter euch. Und die Jungs an den Funk- und Rechengeräten, die Lade- und Zünderstellkanoniere standen wie ein Mann. Die gegnerischen Führungsbunker wurden .niedergekämpft. Und dann der Abmarschbefehl. Die Artillerieschlepper preschten heran. Glutrot versank der Sonnenball. Um Mitternacht war Entaktivierung. Gegen Morgen trafet ihr mit ausgezeichneten Schießergebnissen in Knappenrode ein.
Doch die Geschichte ist noch nicht zu Ende erzählt. Wie war das, K 1? Die Übung lag hinter euch. Und ihr hattet an die „Kojen" gedacht. Und die Fahrzeuge mußten abgespritzt, die Geschütze gereinigt werden. Und da war auch noch dieser Patenschaftsvertrag mit dem Braunkohlenwerk, auf dem das Wort Kulturveranstaltung stand. Dreißig Grad Hitze. Und dann noch Kultur!
Punkt dreizehn Uhr wart ihr, die vierzig singenden Kanoniere der Batterie Stengler vor dem Kulturhaus des Braunkohlenwerks. Und niemand wußte, daß ihr seit fast drei Tagen nicht aus den Kleidern gekommen wart. Doch ihr standet zu eurem Wort. Selbst fertig, habt ihr anderen Freude gebracht: eine Stunde lang. Und der Genosse Michael Fritsche ließ als Äquilibrist seine Keulen mit der gleichen Exaktheit über die Bühne wirbeln, wie er in Knappenrode am Geschütz gestanden hatte. Tilo Rosenberger erzählte seine pantomimische Geschichte vom Wachvergehen urkomisch wie immer, und Rainer Harder, der Sprecher, knüpfte so kunstvoll den Faden, als hätten er und seine Genossen sich in den verflossenen Tagen auf nichts weiter vorbereitet, als eben auf diese Stunde. Es war ein Erfolg, den niemand vergessen wird: Ein Erfolg der Disziplin, der Selbstüberwindung, der „ehrenamtlichen" Kulturarbeit.
„Knappenrode — das war eben jener Wille, der imstande ist, Berge zu versetzen", kommentiert Zugführer, Leutnant Melzer, ehrenamtlicher „Stabschef" des ehrenamtlichen Ensembles. „Auch der letzte Vor-

Selbst wenn die physische Leistungsgrenze erreicht zu sein scheint, vermag er mit seiner Kunst Herz und Verstand der Genossen zu rühren: Kanonier Tilo Rosenberger — ein Meister der Pantomime.



gesetzte spürte: Die Jungs ‚ritten die Sache nicht einfach ab', ihnen wuchsen Kräfte zu, über deren Quellen wir Vorgesetzten noch gründlicher nachdenken müssen."

„Unsere Genossen", sagt Batteriechef Stengler, „haben in Knappenrode an zwei Fronten gesiegt. Schießen und Singen – um unser militärisches wie geistig-kulturelles Leben auf diese vereinfachende Formel zu bringen – erwiesen sich als zwei Seiten einer Medaille."

Apropos Medaille: Auch daran mangelt es den kunstbegeisterten Kanonieren des Truppenteils Grunert nicht. An die Belobigungen, die der Chef des Militärbezirks aussprach, reihen sich die Medaille für Waffenbrüderschaft, die Arthur-Becker-Medaille, eine Silbermedaille der 9. und eine Goldmedaille der 10. Arbeiterfestspiele als äußere Zeichen ihrer hervorragenden künstlerischen Leistungen.

Schon sitzen Rainer Harder und Genossen, geleitet von Genossen Engelmann und der Batterieführung, über neuen Vorhaben. Literarisch-musikalische Feierstunden und Liederabende, die dem 20. Geburtstag unserer Republik gewidmet sind, nehmen Gestalt an oder werden vervollkommnet. Die vielfältigen guten Erfahrungen des verflossenen Jahres und der letzten Monate erfordern eine gründliche Auswertung.

Dies ist die wichtigste: Neue Kanoniere werden scheidende ersetzen. Auch sie erwartet ein Knappenrode, und sie werden ihre Bewährungsprobe in dem Maße bestehen, wie auch die persönlichkeitsbildende Kraft, welche sich durch Kunst vermittelt, bewußt genutzt wird. Der Kanonier Rainer Harder sieht darin eine Erfahrung für sein künftiges Leben. Sie wiegt mehr als Gold.



Skepsis erfaßte den AR-Bildreporter, Major Gebauer, als ihm die Kanoniere Jürgen Büttner und Dieter Pilz die Aufnahme eines Aktes in Aussicht stellten. Sie sollten Recht behalten: „Es ist der beste (Perch)-Akt, der mir je vor die Linse kam", bestätigte der verblüffte Reporter.

Anschlag auf den „Blauen Expreß"

Fortsetzung von Seite 70

1952 abrollen soll, scheitert nicht nur an der Verstärkung der DDR-Sicherheitskräfte, die durch die Genossin Trude aus der Zentrale der KGU informiert sind, sondern an dem Ausbleiben des von der KGU zu stellenden Fluchtwagens.

Als Burianek nämlich merkt, daß es für ihn keine Fluchtmöglichkeit gibt – er will im Tatra mit 140 Stundenkilometern davonbrausen – hat er Angst um sein erbärmliches Leben. Er ist bereit, seine Gefolgsleute ermorden zu lassen, wenn sie seine Befehle nicht ausführen, er selbst scheut das persönliche Risiko – ein echter Faschist.

Aber sein Zorn über das Mißlingen richtet sich jetzt gegen die KGU. Bei dieser Organisation gibt es ihm zuviel Pannen. Er hat immer noch die Absicht, ein die ganze DDR überziehendes Netz antikommunistischer Terrorgruppen aufzubauen, das unter seiner Leitung stehen soll. Da ihn die KGU derartig enttäuscht, wendet er sich an die amerikanische CIC-Stelle in Westberlin, weil er glaubt, hier richtig zum Zuge zu kommen. Der CIC weist ihn nicht ab. Aber trotz guter „Empfehlungen" soll Burianek seine Eignung erst unter Beweis stellen. Man schickt ihn mit fest umrissenen Beobachtungsaufgaben nach Potsdam, wo sowjetische Truppenteile stationiert sind. Burianek widmet sich also der Militärspionage. Dennoch hält er die Verbindung zur KGU weiter aufrecht. Er fühlt sich vollkommen sicher. Er hat keine Ahnung, wer die neue „zuverlässige" Sekretärin des Sachbearbeiters und Referatsleiters „Berlin-Brandenburg" „Roller" ist. Um so überraschender ist es für ihn, als er am 5. März verhaftet wird. Man findet bei ihm einen drei Seiten langen Bericht über die Verladung sowjetischer Truppeneinheiten, die er am Vortag auf dem Bahnhof in Potsdam beobachtet hat.

Die ganze Burianek-Bande fliegt auf und wandert hinter Schloß und Riegel.

Die Verhandlung vor dem Obersten Gericht der DDR, durch die übrigens bekannt wurde, daß der Hauptangeklagte Burianek im Februar 1952, einen Monat vor seiner Verhaftung, der Kameradschaft „Stendal" des Fallschirmjägerverbandes in Westberlin beigetreten war, erwies die Gefährlichkeit dieses Verbrechers und der von ihm geführten Bande.

Die Mitarbeiter des Ministeriums für Staatssicherheit aber – in unserem Falle hießen sie Schröder, Kilian, Klinger und Genossin Trude – die diesen Fall erfolgreich aufgeklärt und die Ergebnisse der Aufklärung an die Staatsanwaltschaft weitergegeben hatten, gingen zur Tagesordnung über. Die Namen, die ihnen in diesem Bericht zugewiesen wurden, sind erfunden, aber ihre Träger existieren und wachen über die Sicherheit des ersten deutschen Arbeiter-und-Bauern-Staates.

KREUZWORTRÄTSEL

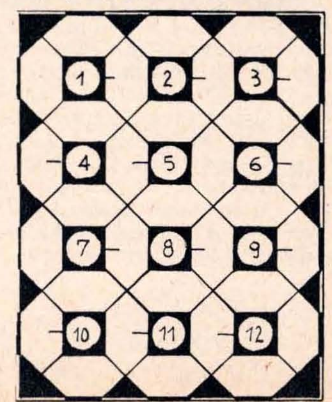
Waagerecht: 1. Brückenbausoldat, 7. See im Leningrader Gebiet, 11. Stadt in Nigeria, 12. sowj. Kosmonaut, 16. sowj. Pädagoge und Schriftsteller, 21. Stadt in der Ukrain. SSR, 22. chem. Kampfstoff, 25. Strom in Sibirien, 26. jugosl. Währungseinheit, 27. Autor des Buches „10 Tage, die die Welt erschütterten", 28. Ureinwohner Südamerikas, 30. Nagetier, 31. alkohol. Getränk, 32. weibl. Vorname, 33. inneres Organ, 35. Edelgas, 38. orient. Titel, 40. Stadt im Bez. Magdeburg, 41. Platz, Fläche, 43. elektr. Schaltvorrichtung, 44. Rauschgift, 45. Stadt in Italien, 46. sowj. Gewerkschaftszeitung, 48. Stadt in der Türkei, 50. ungar. sozial. Romanschriftsteller, 53. Schneegipfel der Berner Alpen, 56. höchster Berg des Balkan, 58. europ. Hauptstadt, 60. sowj. Halbinsel, 61. nordd. Hafenstadt, 63. weibl. Rollenfach, 65. Nebenfluß der Donau, 67. Stern im Sternbild Schwan, 69. weibl. Vorname, 71. Dienstgrad, 73. Putz- und Dichtungsmittel, 74. Land in Mittelasien, 76. Stadt an der engl. Westküste, 78. südamerik. Strauß, 79. Marschordnung von Schiffen, 80. franz. Nationalflagge.

Senkrecht: 2. feierl. Gedicht, 3. Leitgedanke, 4. Edelgas, 5. Antreteordnung, 6. Fahrtrichtung, 7. Einheit des Lichtstroms, 8. Schmuckstein, 9. Kampfplatz, 10. deutscher Komponist, 12. Kennwort für die Geländegängigkeit eines Fahrzeuges, 13. deutscher Chemiker (1795–1867), 14. gebündeltes Erntegut, 15. Musikwerk, 17. Stahlplatte zur Blechbearbeitung, 18. Ostseebad, 19. brasil. Hafenstadt, 20. Dienstgrad, 23. Fluß zur Ostsee, 24. bargeldloser Zahlungsverkehr, 27. Turngerät, 29. Wasserpflanze, 34. deutscher Erzähler (1831–1910), 35. positive Elektrode, 36. norweg. Komponist (1843 –1907), 37. Stadt in Belgien, 39. brasil. Schriftsteller, 40. Baumteil, 42. span. kommunist. Dichter, 47. Gebirge in Westbulgarien, 49. durchsichtiges Gewebe, 51. gegerbte Tierhaut, 52. Himmelskörper, 54. Tage des röm. Kalenders, 55. orient. Titel, 56. alte Bezeichnung für Frisör, 57. Tanz, 59. weibl. Vorname, 60. Kunstdünger, 62. ungar. Komponist (1810 –1893), 64. Dreschboden, 66. militär. Ehrengruß, 68. männl. Schwimmvogel, 70. Stadt in Italien, 72. Nebenfluß der Donau, 73. Autor des Romans „Die Heiden von Kummerow", 75. Kanton in der Schweiz, 77. Sinnesorgan.

FLIESENRÄTSEL

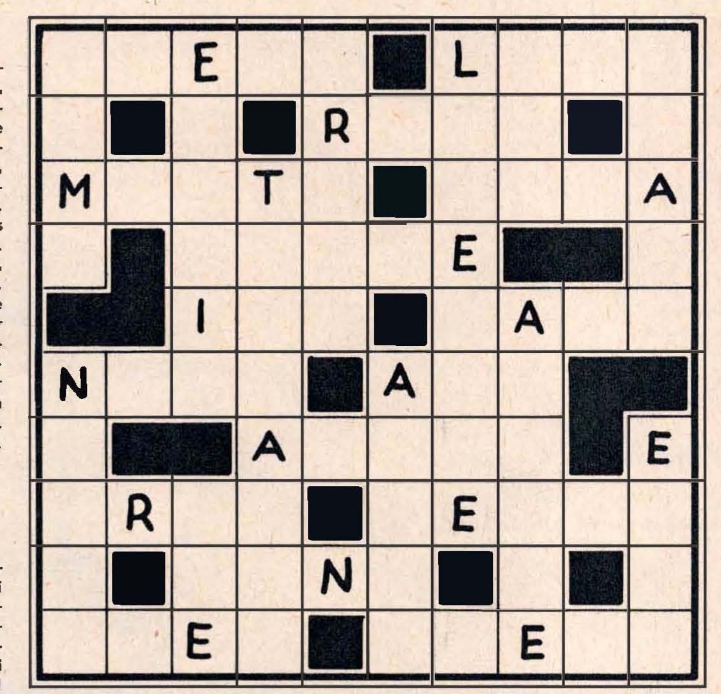
Die Wörter beginnen in dem Feld mit dem Häkchen und laufen in Uhrzeigerrichtung um das Zahlenfeld.

1. Kampfsport, 2. Seezeichen, 3. deutscher Physiker und Astronom, 4. Stadt im Raum Moskau, 5. Feldbahnwagen, 6. Behälter, 7. Bezirk der DDR, 8. Theaterplatz, 9. Speicher, 10. europ. Hauptstadt, 11. Blume, 12. Nebenfluß des Rheins.



KREUZGITTER

1. deutscher Musikforscher (1871–1927), 2. Weinernte, 3. Gesichtsteil, 4. Staatshaushalt, 5. Verbindungsbolzen, 6. Stockwerk, 7. griechische Insel, 8. Gesichtsfarbe, 9. französischer Mathematiker (1752–1833), 10. Mensch mit hohen geistigen Fähigkeiten, 11. Toilettenartikel, 12. Mädchenname, 13. Fangarme des Sonnentaus, 14. Schilf, Röhricht, 15. Spion, 16. deutscher Schriftsteller, 17. Kampfplatz, 18. das Altertum, 19. Gestalt aus der Oper „Der fliegende Holländer", 20. Bezirksstadt der DDR, 21. Wohnentgelt, 22. europäischer Inselbewohner, 23. Haustier, 24. Nachrichtenagentur der DDR, 25. Stadt in der holländischen Provinz Geldern, 26. Fehllos, 27. größter tätiger Vulkan Europas, 28. Klagelied.

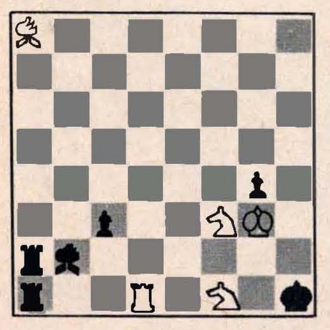


SILBENRÄTSEL

Aus den Silben a – at – born – com – del – der – elf – ex – fri – füh – gen – ka – ko – kom – le – lo – me – nie – nor – pa – pan – pe – pu – re – rer – rück – sex – ta – tant – ter – ter – trap – tri wam – we – wig – zi – zug sind 13 Wörter zu bilden. Bei richtiger Lösung ergeben die Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, den Namen einer im Juni 1918 in Berliner Betrieben gebildeten Organisation für die Beschaffung von Waffen und für die Bildung von bewaffneten Gruppen für den bewaffneten Aufstand.

1. Winkelmeßgerät, 2. elektron. Datenverarbeitungsanlage, 3. Indianerhütte, 4. Kontinent, 5. ASK-Sportler (Dreisprung), 6. Dienststellung, 7. Sportgerät, 8. militär. Einheit, 9. Nachbildung, 10. franz. Nationalflagge, 11. Befestigungsanlage innerhalb einer Festung, 12. Strafstoß beim Fußballspiel, 13. europ. Staat.

SCHACH



Matt in zwei Zügen (C. Mansfield)

AUFLÖSUNGEN AUS HEFT 2/1969

KREUZWORTRÄTSEL. Waagerecht: 1. Standarte, 7. Feldscher, 11. Rabbi, 12. Bootsmann, 15. Lermontow, 18. Ata, 19. Italien, 22. Edo, 23. Saale, 25. Oker, 26. Star, 28. Enter, 31. Robe, 32. Kalo, 33. Oktan, 35. Tabsa, 38. Narwa, 40. Isar, 41. Kuba, 43. Kalman, 44. Aruba, 45. Ubangi, 46. Nock, 48. Pele, 50. Orgel, 53. Terni, 56. Bisam, 58. Ilse, 60. Liga, 61. Manet, 64. Abbe, 66. Wein, 68. Temes, 71. Lem, 73. Rolland, 75. Gig, 76. Moderator, 78. Dodekanes, 79. Taube, 80. Mandarine, 81. Nofretete. – **Senkrecht:** 2. Troja, 3. Natal, 4. Alma, 5. Ernte, 6. Abel, 7. Filet, 8. Dame, 9. Canon, 10. Exote, 13. Stern, 14. Nike, 16. Enak, 17. Odeon, 20. Arta, 21. Isis, 23. Stockholm, 24. Alt, 25. Obus, 27. Raab, 29. Tor, 30. Realismus, 34. Armee, 35. Trakt, 36. Bauer, 37. Okapi, 39. Amati, 40. Inn, 42. Aue, 47. Ossa, 49. Lein, 51. Gin, 52. Liter, 54. Egel, 55. Newa, 56. Batik, 57. Sam, 59. Ebro, 60. Lido, 62. Arosa, 63. Elend, 65. Borte, 67. Enden, 69. Egart, 70. Ebert, 72. Moar, 74. Lauf, 75. Geer.

SILBENRÄTSEL. 1. Zapfenstreich, 2. Weitsprung, 3. Intourist, 4. Legende, 5. Lazarett, 6. Inserat, 7. Nadelabweichung, 8. Gewehr, 9. Shanty, 10. Flugbahn, 11. Lewisit, 12. Artillerie, 13. Kompaß. – Zwillingsflak.

FULLRÄTSEL. 1. Arabien, 2. Katanga, 3. Station, 4. Parasit, 5. Kleiber, 6. Stollen, 7. Malland, 8. Strophe, 9. Weinert. – Bataillon.

KREUZGITTER. Waagerecht: Perm, Pferd, Senat, Ural, Gag, Text, Komet, Romeo, Domino, Aragon, Kabul, Weser, Oste, Tee, Reck, Niger, Salon, Auge. – **Senkrecht:** Potemkin, Mut, Pak, Flotow, Ried, Sarin, Egon, Trompete, Stab, Torero, Moos, Taler, Rute, Newa, Ren, Oka.

SCHACH. 1. Le5! (droht 2. d3†) Sc1; 2. Se3 1. . . Lc1; 2. D:h3. Sofort 1. Se3 oder 1. D:h3 scheitert an der Fesselung durch Abzug des Lb1.

Beim SUHLER WAFFENSCHMIED zu Gast

waren
Oberstleutnant K. Erhart
und
Fotoreporter M. Uhlenhut



In Suhl gibt es zu holen Revolver und Pistolen. Das schrieben einst die Ratsherren von Suhl auf die 25-Pfennig-Notgeldscheine Anfang der zwanziger Jahre. Und auf den bunten Blättchen, die den „Wert" von 30 Pfennigen repräsentierten, betonten sie, daß Suhl einst die Waffen- und Rüstkammer Europas gewesen sei. Die herrschenden Bourgeois, die Waffenfabrikanten und Händler sonnten sich in den dort fixierten Erinnerungen, wonach Suhl im Dreißigjährigen Kriege Musketen lieferte, die Friedrizianischen Heere Suhler Gewehre verwendeten und im ersten Weltkrieg die MG aus Suhl kamen. Ihr Waffengeschäft blühte; was scherte es sie, daß der Facharbeiter einen Spitzenlohn von 52 bis 56 Pfennige je Stunde erhielt? Vorbei die Zeit. Heute blüht auf der Grundlage der über 400jährigen Tradition der Branchen im Waffenbau die Jagd- und Sportwaffenproduktion. Der von Preisdrückern, spekulierenden Händlern und Fa-



brikantenbefreiteSuhlerBüchsenmacher, Systemschlosser, Schäfter und wie die vielen Berufsarten alle heißen mögen, ist der Herr seines Landes, seine Werkes und seiner Hände Arbeit. Er verschafft Suhl und damit dem Arbeiter-und-Bauern-Staat auf neue Art Weltgeltung.
Suhler Bock- und Doppelflinten, Drillinge und Luftgewehre sind hochdekorierte Exportschlager. Sie stärken also die DDR ökonomisch. Ökonomische Stärke schafft militärische Stärke. Und auch unsere Volkswirtschaft leistet dazu ihren Beitrag. Das verlangt die moderne Landesverteidigung einfach. So sind auch die Suhler zu einem gewissen Maße an der Produktion von militärischen Waffen beteiligt. So fertigt das volkseigene Ernst-



Keine Waffe verläßt das Werk ohne die gründliche Kontrolle aller Teile auf ihre unbedingte Funktionssicherheit. Erfahrene Fachmänner üben diese Funktion aus.



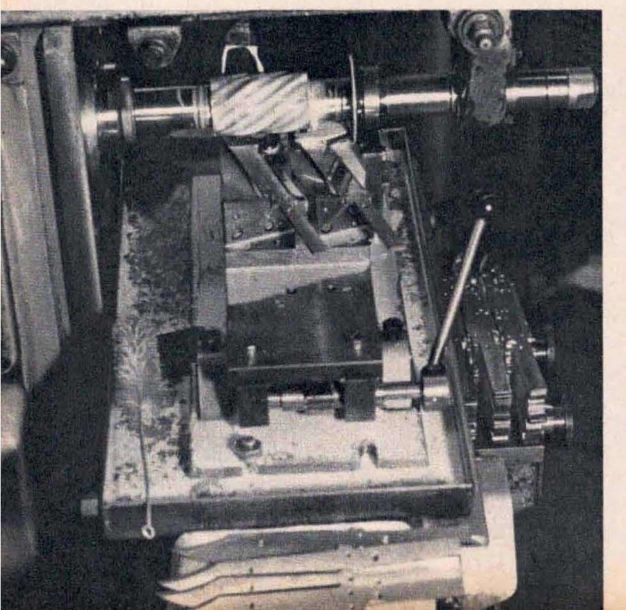
Thälmann-Werk u. a. das Bajonett für die „Kalaschnikow". Nun ist Klingenschmieden nie Tradition in Suhl gewesen, wenn auch der Waffenschmied auf seinem Steinsockel einen Degen in der Hand hält. Die Bajonette werden dennoch mit der gleichen Sorgfalt, Liebe und Präzision hergestellt wie etwa ein Jagdgewehr. Viele kluge Gedanken der erfahrenen Facharbeiter halfen sehr bald über anfängliche Schwierigkeiten hinweg. Spezialwerkzeuge entstanden im Ergebnis mancher Grübelei und vielen Probierens. Heute läuft die Fertigung zügig. Formfräsen, Zahnen, Lochen der Klingen geschieht auf modernen Werkzeugmaschinen in rationeller Weise. Flinke Frauenhände montieren den Griff, und die Prüfung der Isolation auf ihre Zuverlässigkeit erfolgt in einem unter 3000 V stehenden Gerät. Hier rutscht kein „Versager" durch. Der Soldat, der mit seinem Bajonett eine unter Strom stehende Leitung oder einen Draht zu trennen hat, kann sich auf seine Bajonettschere verlassen.

Der jüngste Beitrag der Genossen und Kollegen des Werkes zur Landesverteidigung ist die „Kalaschnikow" KK-MPi; eine Kleinkaliberwaffe, die in ihren Abmaßen, im Gewicht, in der äußeren Form und in der Wirkungsweise der Armeeausführung im wesentlichen entspricht. Sie ist ein gelungenes Produkt der gemeinschaftlichen Arbeit zwischen den zuständigen Stellen der Nationalen Volksarmee und dem Ernst-Thälmann-Werk.

Wie mit der „großen" MPi kann auch mit der KK-Waffe Einzel- und Dauerfeuer geschossen werden. Sichern, das Einstellen der Feuerart, die Visiereinstellung und das Laden, alle diese Tätigkeiten sind wie bei der KM.

Daraus ist schon zu ersehen,





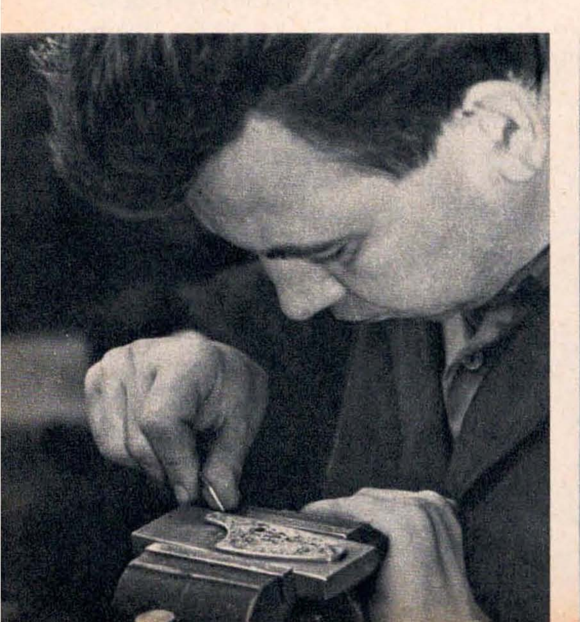




Geschwister „Kalaschnikow" aus der DDR-Produktion. Links die bekannte KM (Ausführung noch mit Holzschaft), daneben die Kleinkaliber-MPi. Mit ihr werden sich die Jugendlichen in der vormilitärischen Ausbildung die Grundlagen des Schießens aneignen.

Das Bajonett zur MPi-KM, das sowohl Waffe als auch Werkzeug ist, entsteht auf modernen Werkzeugmaschinen und unter geschickten Frauenhänden. Alle Kollegen, ob Maschinenarbeiter, Montiererin oder Kontrolleur bürgen für die Qualität ihres Erzeugnisses.
Die Produktion militärischer Waffen ist nicht die Hauptaufgabe der „Waffenschmiede" in Suhl. Sie ist nur ein kleiner Teil des Fertigungsprogramms. Haupterzeugnisse sind die traditionellen Jagd- und Sportwaffen, die in aller Welt Freunde und Abnehmer haben. Neben den alten „Füchsen" stehen auch die jungen Büchsenmacher und Arbeiter der anderen Branchen ihren Mann.

daß die Waffe ein ausgesprochenes Übungsgerät ist. In der Tat, ihre Nutzer werden hauptsächlich junge Leute sein, die in der vormilitärischen Ausbildung stehen, Kameraden der GST.
Der Minister für Nationale Verteidigung, Armeegeneral Heinz Hoffmann, wies bereits in seiner Ansprache auf dem IV. Kongreß der Gesellschaft für Sport und Technik darauf hin, daß unser Staat der materiellen Seite der vormilitärischen Ausbildung nicht wenig Aufmerksamkeit widmet. Vor allem, was die realistische Gestaltung der Ausbildungszweige betrifft. Die Schießausbildung wird sich durch die Einführung der KK-MPi ohne Zweifel verbessern, die Schießleistungen der jungen Schützen werden ansteigen. Das sind wichtige Voraussetzungen für den künftigen Wehrdienst der jungen Männer. Die MPi als ihre spätere persönliche Waffe wird ihnen nicht neu und fremd sein. Aber auch für die Vorbereitung der Soldaten auf das Schießen wird die KK-MPi eine Rolle spielen.
Mit dieser Entwicklung leisten die Suhler einen wichtigen Beitrag zur militärischen Stärkung der DDR. Sie folgen damit den revolutionären Traditionen ihrer Väter, die mit ihren Waffen 1920 die Kapp-Putschisten im Rathaus ausräucherten und aus der Stadt vertrieben.
Sie wissen, daß Gewehr nicht gleich Gewehr ist, daß es darauf ankommt, wer die Waffe trägt, gegen wen sie gerichtet wird. Deshalb legen sie ihre ganze Berufsehre auch in die Fertigung der militärischen Waffen – und als Soldaten machen sie, ob als Schütze oder Waffenmeister, ihrem Betrieb alle Ehre.
In Suhl gibt es zu holen ..., nicht nur Waffen, sondern auch die Gewißheit, daß unsere Soldaten Qualitätswaffen erhalten.

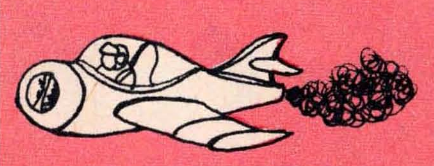




Einem Neuling bei der Marine wird ganz plötzlich elend zumute. Aschgrau im Gesicht lehnt er an der Reling. Zuvorkommend nimmt sich der Sani seiner an und fragt: „Soll ich Ihnen ein Vorbeugungsmittel geben?“ Jener antwortet mühsam: „Danke! Wenn es soweit ist, werde ich mich ganz von selbst vorbeugen.“



Der Hauptfeldwebel überprüft beim Appell die Kompanie. Nichts entgeht seinem scharfen Blick. „Soldat Haase, haben Sie sich heute morgen rasiert?“
„Jawohl, Genosse Hauptfeldwebel!“ – „Dann treten Sie das nächste Mal gefälligst näher ran an den Apparat.“



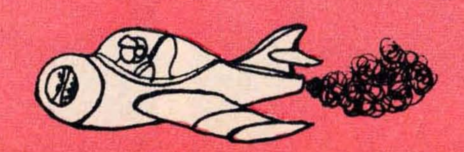
Eine ältere Dame fliegt zum ersten Male in ihrem Leben in einem Hubschrauber. Gleich nach dem Start wendet sie sich an den Piloten: „Mein Lieber, es zieht hier entsetzlich. Würden Sie die Güte haben, den Ventilator dort oben abzustellen?“

Vor der Landung in Tunis instruiert US-Major Rammler sein Bataillon:
„Ihr müßt immer daran denken, Kinder, wir dringen nicht in Feindesland ein, sondern müssen danach trachten, das Vertrauen der Bevölkerung zu gewinnen. Jeder unnötige Ärger ist zu vermeiden. Seid nicht rechthaberisch, streitet nicht mit den Leuten. Und selbst wenn einer von den Scheichs behaupten sollte: Afrika ist größer als Texas – so laßt ihm die Freude!“

„Über den Eingang zu meiner neuen Villa möchte ich, daß Sie mir einen passenden Wahlspruch schreiben“, sagte der Heereslieferant zu dem Baumeister.
„Da würde ich Ihnen den Spruch vorschlagen: Was ich bin und was ich habe, dank' ich Dir, mein Vaterland.“

Major (einen Soldaten anhaltend, der ohne zu grüßen mit der Pfeife im Munde an ihm vorbeigehen will): „Wissen Sie nicht, daß Sie Offiziere zu grüßen haben?“
„Zu Befehl, Herr Major, in der Instruktion ist uns gesagt worden: Niemals mit der Pfeife im Munde grüßen!“





Zu Anfang des Jahres 1917 forderten in Frankreich und England zahlreiche Politiker die Errichtung von Militärdiktaturen, die dem Krieg endlich die erwünschte Wendung geben sollten. In den Wandelgängen des Unterhauses stieß der britische Premierminister Lloyd George auf eine Gruppe solcher Politiker, die dem Generalstab Sondervollmachten einräumen wollten.
„Meine Herren", sagte er, „das ist unmöglich. Der Krieg ist eine viel zu ernste Angelegenheit, als daß man ihn den Generälen überlassen könnte."

Ein älterer amerikanischer Fliegerhauptmann erzählt in der Messe:
„Da haben wir im Pazifik einen Stützpunkt gehabt. Jede Nacht war Alarm. Da hieß es dann: Aus dem Bett, in die Klamotten hinein, im Laufschritt zur Maschine, Motoren anlassen und auf den Startbefehl warten. Der Startbefehl ist aber nie gekommen. Nach einer Stunde haben wir die Motoren wieder abgestellt und sind schlafen gegangen. Zehnmal dasselbe, zwanzigmal, fünfzigmal, hundertmal! Schließlich ist es mir zu blöd geworden. Ich hab' mir einen Orang-Utan aus dem Dschungel geholt und so abgerichtet, daß er bei Alarm in meine Uniform geschlüpft ist – im Schweinsgalopp zum Flugzeug, Motor angelassen ... Sobald die Entwarnung kam, hat er den Motor abgestellt und ist zurückgekommen. Alles ist tadellos gegangen, kein Mensch hat etwas gemerkt. Bis es eines Nachts passiert ist. Wieder Alarm. Das Übliche, denke ich. Plötzlich ein ungewohntes Geräusch. Der ganze Himmel dröhnt! Ich renne in Unterhosen hinaus, und was sehe ich? Das ganze Geschwader ist aufgestiegen – mein Orang-Utan als allererster! Nur der General steht neben mir und schaut mich strafend an.
Und sehen Sie: Deswegen bin ich noch immer Hauptmann.
Aber das würde mir ja noch nicht einmal etwas ausmachen, wenn der Orang-Utan nicht Oberst geworden wäre!"





Illustrationen: Horst Bartsch

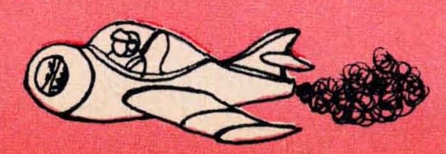


Manöver. Etliche Offiziere sind vom Korpskommandeur zur Tafel geladen. Unter den jüngeren Offizieren kommt dabei die Rede auf einen Kameraden, der wegen Paralyse den Dienst hat quittieren müssen. Der Oberarzt bemerkt, daß man unter Umständen schon nach gewissen Sprachfehlern die Diagnose stellen könne; so zum Beispiel könne kein Paralytiker die Worte „Dritte reitende Artilleriebrigade" richtig aussprechen. In diesem Augenblick mischt sich Seine Exzellenz in das Gespräch und meint gnädig lächelnd: „Ausgezeichnet! Äh – dridd eigende A-ie-i-a-e ..."

Jahrhundertwende. Ein preußischer General besichtigt ein Regiment. Als er die Front abgeschritten hat, wendet er sich an den Regimentskommandeur und sagt: „Ihr Regiment gefällt mir ganz und gar nicht! Die Kerle sehen ja alle noch ganz verschieden aus!"



Der Bootsmann erzählte Witze, und alle zuhörenden Matrosen lachten bis zum Platzen. Nur der Matrose Bomba behielt eine ernste Miene. „Warum lachst du nicht", fragte man Bomba.
„Wozu? Morgen werde ich auf ein anderes Schiff versetzt."





Freiwillig in einer „Gummistiefelkompanie“

Oberstleutnant Rolf Dressel (Text) und Major Ernst Gebauer (Foto) besuchten einen jungen Grenzzugführer

Im FDJ-Zirkel „Für gutes Wissen“ geht es um das „Manifest der Kommunistischen Partei“. Leutnant Neubert versteht es, die Soldaten zum Mitdenken und zur Diskussion anzuregen.



Der sportlichen Ausbildung widmet der Zugführer, hier (links) beim 1000-m-Lauf, große Aufmerksamkeit. Neun Angehörige seines Zuges tragen bereits das Sportabzeichen in Gold.

Der Feldweg ist naß und glitschig. Über Nacht war der Morast zwar gefroren, doch die dünne Eiskruste trägt nicht. Fast bei jedem Schritt rutschen wir aus oder versinken knöcheltief im Modder. Die Stiefel sind dreckverschmiert. Leutnant Frank Neubert und der Posten, die wir an diesem Wintermorgen auf Kontrollstreife an der Staatsgrenze begleiten, klopfen ab und zu dicke Lehmklumpen von den Gummistiefeln ab.

Die Gummi„botten“ sind den Grenzern hier im Bezirk Magdeburg ebenso vertraut wie im Sommer die Myriaden von Mücken. Wen zieht es schon an solch einen unwirtlichen Abschnitt? Kaum jemand. Dennoch ist Frank Neubert, Abiturient und Parteimitglied, schon über drei Jahre hier. Freiwillig sogar. Als er im Herbst 1965, damals 22jährig, die Offiziersschule „Rosa Luxemburg“ verließ, unkten die Kameraden: „Was, in diese Mückengegend? An diesen Gummistiefelabschnitt? Keine zehn Pferde...“

Der „frischgebackene“ Unterleutnant ließ sich jedoch nicht abhalten. Hier in der Kompanie Reppin hatte er als Offiziersschüler das Praktikum absolviert. Hier kannte er die Genossen und den Grenzabschnitt. Hier hoffte er, sich besser einleben zu können als anderswo. Das waren ihm jedenfalls gewichtigere Gründe als das Elternhaus in Oberlungwitz, dem er im Vogtland oder in Thüringen gewiß näher gewesen wäre.

Drei Jahre Zugführer in einer „Gummistiefelkompanie“. Wie verstand er es in dieser Zeit, das Gelernte in der Praxis anzuwenden? Ist er schon jener Parteifunktionär und Militärspezialist, den die Soldaten achten, dem sie vertrauen? Hat er festen Boden unter den Füßen?



„Allgemein betrachtet schon", antwortet Frank Neubert, seit dem 7. Oktober 1967 Leutnant, während wir den glitschigen Postenpfad entlang staken. Über das jungenhafte Gesicht des sportlich aussehenden Offiziers huscht ein Lächeln, als er hinzufügt: „Aber wenn Sie das mit dem Boden wörtlich meinen . . ."

Wir hatten bereits vorher mit einigen Genossen über ihn gesprochen. Ihre Meinungen:

Unterfeldwebel Galle, Gruppenführer: „Er ist streng und konsequent, besonders uns Gruppenführern gegenüber. Doch er unterstützt uns, wo er nur kann. Wenn wir mal nicht weiter wissen, von ihm erhält man stets Rat und Hilfe."

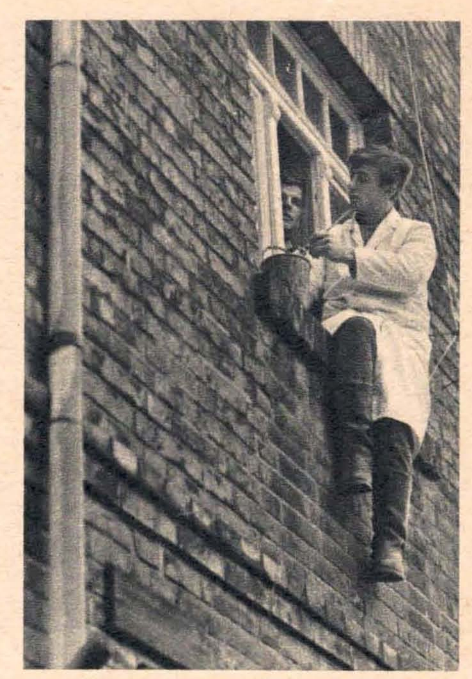
Gefreiter Schultz, Postenführer: „Für Schwierigkeiten und Sorgen der Soldaten hat er immer ein offenes Ohr. Auf den Stuben spricht er oft mit uns."

Major Reppin, Kompaniechef: „Im Grenzdienst ist er zuverlässig, hat er praktische Erfahrungen gesammelt. Hohe militärische Forderungen verbindet er klug mit politischer Überzeugungsarbeit."

„Keine besonderen Vorkommnisse!"

Auch ein Urteil? Nein, die Meldung eines Postenführers. Alle Posten, die der Leutnant an diesem Morgen kontrolliert, melden dasselbe. Fröstelnd kauern sie in den Deckungen und sichern ihren Grenzabschnitt. Auch sie tragen Gummistiefel. Der Morgendunst steigt hoch. Ob die Sonne durchbricht? Es wäre zu wünschen.

Der Offizier spricht aufmunternd mit den Postenführern, gibt kurze Hinweise. Dann stapfen wir auf dem gleichen Weg zurück, den wir gekommen waren. Erst auf der Straße zum



Der Zugführer erhielt im Dorf eine Wohnung. Bei den Malerarbeiten half ihm Gefreiter Manfred Guy, hier bei einer „artistischen" Übung.

Annegret Neubert, die Frau des jungen Offiziers, in ihrer Schulklasse. Ihr Kind ist in der Krippe gut untergebracht.

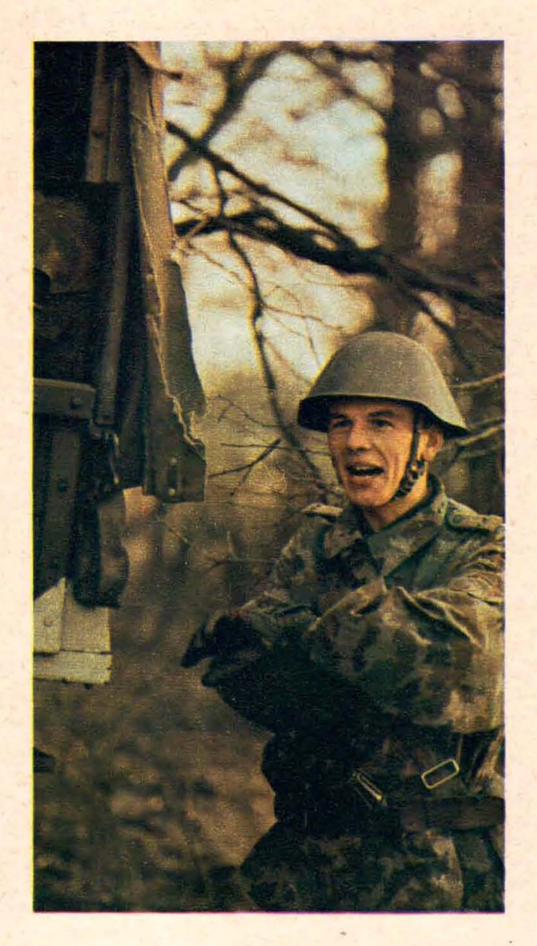


Beide Neuberts sind Erzieher. Da gibt es zu Hause oft gemeinsame Probleme zu beraten. Hier freuen sie sich über die gute Arbeit eines Schülers von Frau Neubert.

Dorf spüren wir wieder festen Boden unter den Füßen.
Im Führungspunkt der Kompanie, zwischen Telefon, Funkgerät und Wandkarte, setzen wir das Gespräch fort. Leutnant Neubert erzählt über seine Erfahrungen als junger Grenzoffizier.
„Vollgestopft" mit allen notwendigen Kenntnissen und Fertigkeiten kam er hierher. „Gut" steht in seinem Abschlußzeugnis. Er wußte jedoch, daß das kein Freibrief ist. Die Offiziersschule gab ihm viel. Doch sie konnte nicht für alle möglichen Situationen brauchbare Rezepte liefern. Dafür ist das Leben in einer Grenzkompanie zu vielgestaltig, zu verantwortungsvoll. Er vertraute jedoch seinem Können und nahm seine Arbeit als Zugführer mit der ihm eigenen Sorgfalt in Angriff.
„Zunächst fiel es mir schwer, das umfangreiche System der Grenzsicherung richtig zu erfassen. Ich kannte es schulmäßig, aber wie es praktisch aussieht, welche Rolle ich zu spielen hatte, dafür brauchte ich einige Zeit, um alles zu überschauen."
Bereits an der Schule mußte er als Zugführer handeln. Dabei hat er viel gelernt. Vor selbständige Entscheidungen war er jedoch noch zu wenig gestellt, meint er. Mußte er dort einen Grenzabschnitt sichern, hatte er stets einen kompletten Zug. Hier trifft das nur selten zu. Einige Soldaten fehlen meist, haben dienstfrei, sind krank, abkommandiert oder auf Urlaub. So ließ er sich von Leutnant Koch und anderen älteren Zugführern beraten. Erst nach und nach konnte er die Soldaten selbständig zweckmäßig für den Grenzdienst einteilen.
„Mir war dieser Widerspruch etwas groß", sagt Leutnant Neubert. „Richtiger wäre gewesen, man hätte schon an der Schule unter erschwerten Bedingungen selbständig handeln müssen. Manche Enttäuschung wäre erspart geblieben."
Besser als mancher andere junge Offizier kam Genosse Neubert mit der Erziehung seiner Unterstellten zurecht. Von seinem Vater, gelernter Strumpfwirker und jetzt Direktor einer Oberschule, hatte er manchen pädagogischen Ratschlag erhalten, den er hier verwertet. So sah er seine erste Aufgabe darin, die Menschen richtig kennenzulernen, die ihm anvertraut sind. Sobald Neue in seinen Zug kommen, unterhält er sich einzeln mit ihnen über ihre Aufgaben und darüber, was sie gemeinsam tun müssen, um die Staatsgrenze jederzeit zuverlässig zu sichern.
In die Erziehungsarbeit bezieht Leutnant Neubert, inzwischen verheiratet und Vater eines Töchterchens, auch sein Zuhause ein. So lud er den Gefreiten Harry Schultz und den Soldaten Siegfried Nitschke, zwei der Besten des Zuges, in die Wohnung ein und unterhielt sich mit ihnen. Als eine Art Belobigung gewissermaßen, die nicht in der Dienstvorschrift steht. Der Erfolg bleibt nicht aus. Das Vertrauen der Soldaten zu ihrem Vorgesetzten wächst.
Mit dem Soldaten Nitschke hatte Leutnant Neubert bereits vorher mehrfach gesprochen, um ihn für die Partei zu gewinnen.
„Darüber sprachen wir auch nochmal beim Leutnant zu Hause. Völlig zwanglos, ganz anders als in der Kompanie", erzählt uns der Sol-



Uber 20 Knirpse nehmen am Kindersport teil. Acht von ihnen tragen bereits das Pioniersportabzeichen. Soldat Knöchel, der Ubungsleiter, hat seine Freude an ihnen.



dat später. „Ich hatte noch keine rechte Traute, weil ich noch so jung bin. Aber der Leutnant ist ja selbst nur wenige Jahre älter als ich. Er machte mir Mut. Dieses persönliche Gespräch mit ihm war für mich der letzte Anstoß, meinen Aufnahmeantrag in die SED zu stellen."
Und ein weiteres Ergebnis der Erziehungsarbeit des Leutnants: Im Wettbewerb „Roter Kampfwagen" wurde sein Kollektiv als „Bester Zug" ausgezeichnet.
Neben seiner militärischen Aufgabe bekleidet Leutnant Neubert in der Kompanie mehrere gesellschaftliche Funktionen: Mitglied der FDJ-Leitung, Zirkelleiter „Für gutes Wissen", Sportgruppenorganisator, Leiter des Kindersports.
Unteroffizier Gerasch hat ihn vor allem beim Freizeitsport kennengelernt: „Da stellt er alles Mögliche auf die Beine. Monatlich organisiert er Wettkämpfe mit anderen Kompanien. Im Volleyball sind wir Bataillonsmeister geworden. Fast überall spielt er selbst mit. Im Tischtennis ist er ganz groß da, von niemandem in der Kompanie zu schlagen."
Alle seine Aufgaben löst Leutnant Neubert gleichermaßen gewissenhaft, hatte uns der Politstellverteter gesagt. Wie bringt der junge Offizier das alles unter einen Hut?
„Mir macht es Freude, mich so vielseitig zu beschäftigen", antwortet er. „Ich bin jung, nur wenig älter als die Soldaten. Unsere Interessen unterscheiden sich kaum. Da im Dorf wenig los ist, Kino, Tanz und so, machen wir eben in der Kompanie etwas los. Nur so können wir die Soldaten zu allseitig gebildeten Kämpfern erziehen. Da helfe ich mit, wo ich kann."
Annegret, seine Ehefrau, arbeitet als Lehrerin. Sie weiß, daß Frank nicht täglich um 18 Uhr zu Hause sein kann: „Ein Grenzoffizier muß auf manches verzichten, wenn er seine Aufgabe



Kompanieübung. Zug Neubert sichert den Kompaniestützpunkt. Der Leutnant erteilt dem Gruppenführer Unterfeldwebel Galle den Gefechtsbefehl. **Bild oben**

Klare Kommandos – exakte Ausführung. Leutnant Neubert ist initiativreich und entschlußfreudig. Das gute Ergebnis der Ubung ist auch ihm zu verdanken. **Bild links oben**

Die MG-Bedienung hat die Feuerstellung bezogen. Der Angriff des Gegners auf den Stützpunkt der Kompanie wird abgewehrt. **Bild links**

ernst nimmt. Das ist auch für mich nicht immer einfach. Täglich fahre ich mit dem Bus ins Nachbardorf zur Schule. Das Kind bringe ich zum Hort. Abends muß ich dann noch Schulhefte durchsehen. Ich weiß, daß mein Mann viel zu tun hat. Trotzdem nimmt er mir noch manche Arbeit ab. So schwierig es manchmal auch ist, aber wir freuen uns auf jede freie Stunde, die wir gemeinsam verbringen können."

Daß Genosse Neubert nach den drei Jahren Grenzdienst tatsächlich festen Boden unter den Füßen hat, bestätigt nicht zuletzt auch der Kompaniechef: „Nicht nur den Soldaten, auch an sich selbst stellt er hohe Forderungen. Für ihn ist der Offiziersberuf wirklich zur Lebensaufgabe geworden.

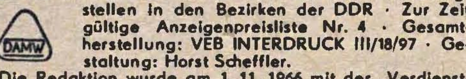
●

Mit Beginn des neuen Ausbildungsjahres wurde Leutnant Neubert zum Bataillonsstab versetzt. Neue Aufgaben, neue, größere Verantwortung, neues Lernen. Gleich in den ersten Tagen kniete er sich in den Berg von Dienstvorschriften, die hier noch mehr als in der Kompanie zu seiner täglichen Arbeit gehören.
Unterleutnant Steinbach führt jetzt den Zug; ein junger Offizier, eben erst von der Schule gekommen. Er steht noch am Anfang seines Weges. Doch auch ihm sind die Gummistiefel schon vertraut. Und nicht nur sie. Die Kompaßnadel des Zuges zeigt zu Ehren unserer Republik auf die Marschrichtungszahl 20, noch von Leutnant Neubert eingestellt. Der Unterleutnant hat ein gutes Erbe angetreten. Er will alles daransetzen, den Ruf des Zuges zu wahren.



HEFT 3
MÄRZ 1969
PREIS 1 MARK

„Armee-Rundschau", Magazin des Soldaten · Chefredakteur: Major Hansjürgen Usczeck · Anschrift der Redaktion: 1055 Berlin, Postschließfach 7986, Telefon: 53 07 61 · Auslandskorrespondenten: Oberst Alexander Federowitsch Malkow, Moskau; Oberst Nikolai Petrowitsch Korolkow, Moskau; Oberstleutnant Janusz Szymański, Warschau; Oberst Jossif Schaulav, Sofia; Oberstleutnant Lasar Georglev, Sofia; Hauptmann Rudolf Kutas, Budapest; Oberstleutnant Ion Capet, Bukarest · Liz.-Nr. 1513 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR · Herausgeber: Deutscher Militärverlag, 1055 Berlin, Postschließfach 6943 · Erscheint monatlich · Bestellungen bei der Deutschen Post · Bezug im nichtsozialistischen Ausland (einschließlich Westdeutschland und Westberlin) über den internationalen Zeitschriftenhandel, den Deutschen Buch-Export und -Import GmbH, DDR, 701 Leipzig, Leninstr. 16, oder den Verlag. Bezug im sozialistischen Ausland nur über den zuständigen Postzeitungsvertrieb · Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion · Für unverlangt eingesandte Unterlagen keine Gewähr · Alleinige Anzeigenannahme: DEWAG WERBUNG BERLIN, 102 Berlin, Rosenthaler Straße 28–31, und alle DEWAG-Betriebe und Zweigstellen in den Bezirken der DDR · Zur Zeit gültige Anzeigenpreisliste Nr. 4 · Gesamtherstellung: VEB INTERDRUCK III/18/97 · Gestaltung: Horst Scheffler.



Die Redaktion wurde am 1. 11. 1966 mit der „Verdienstmedaille der Nationalen Volksarmee" in Gold ausgezeichnet.

Redaktionsschluß dieses Heftes: 6. Januar 1969

Fotos: Gebauer (37) Titel, S. 30/31, 32, 39, 40, 41, 42, 43, 46, 47, 48, 49, 74, 76, 77, 78, 88, 89, 90, 91, 92, 93; Uhlenhut (27) S. 2, 13, 14, 15, 16, 17, 22, 23, 24, 25, 52/53, 82, 83, 84, 85; Th. Klamann (1) S. 8; Zentralbild (7) S. 20/21, 51, 52, 54, 59, 60, 61; Archiv (9) S. 33, 35, 64, 65, 72, 73; MBD/Hoepner (4) S. 33, 34; MBD (3) S. 36, 37, 38; Lebedew (1) S. 45; DEFA/Wenzel (1) S. 62; Weidt (1) S. 63; Barkowsky (1) S. 71; Bach (1) S. 75; Raddatz (1) Rücktitel.

In Heft 12/68, S. 16/17 ist uns leider ein Fehler unterlaufen, den wir berichtigen: Das Lehrervereinshaus, in dem der Vereinigungsparteitag KPD-USPD (Linke) stattfand, befand sich am Alexanderplatz. Das von uns gezeigte Gebäude war der Sitz des ZK der KPD, Rosenthaler Str. 38.

TITELBILD: Im Gefechtsstand einer Jagdfliegereinheit der Luftstreitkräfte der NVA.

Sie macht keinen Salto, spielt weder Theater noch tanzt sie oder singt Schlager — aber sie hilft mit, manche Dinge, genauer, Erzeugnisse unserer volkseigenen Industrie, Schlager werden zu lassen! Wie sie das macht? Sie ist da, frisch, blond, sympathisch lächelnd — ihr Gesicht spricht die Kunden an, bei uns und in den Ländern, die unsere Waren importieren. Marianne ist der junge, optimistische Typ unserer Republik, der auf Kalendern und Prospekten unserer Exportfirmen als „unser Gesicht" dabei ist. Das beginnt beim DIA-Textil mit Werbefotos für Strümpfe und Wäsche bis zum Pullover und Pelz, beim VEB Gablona für Schmuck, bei AMIGA für Schallplatten, bei IKA-Electrica für moderne Haushaltgeräte und geht über Kosmetik und Frisuren bis zu den begehrten Elektroloks des LEW Hennigsdorf.



STAR-Palette

Zur Leipziger Herbst- und Frühjahrsmesse und den Mode- und Verkaufsmessen Ungarns und der ČSSR ist sie unermüdlich auf den Beinen. Als Mannequin der Modefirma Lucie Kaiser, Altenburg, führt sie in- und ausländischen Kunden Modelle, vorwiegend Festkleider aus Material unserer Plauener Spitzenwebereien vor. In Illustrierten und der „Für Dich" kreiert Marianne die neue Mode, und auch im Werbefernsehen ist sie in der Reklamesendung dabei. Fotomodell und Mannequin nennt sich diese Tätigkeit. Marianne Hamann ist ein Star unter ihnen — doch wer ihre Bekanntschaft macht, dem wird vor allem ihre Natürlichkeit augenfällig sein. „Bei entsprechender Eignung", meint sie, „geht man dieser Arbeit für einige Jahre nach, und es ist nicht nur gut, sondern erforderlich, einen Facharbeiterbrief zu haben, auf den man eines Tages wieder ‚umsteigt'." Marianne war, ehe sie für die Kamera entdeckt wurde, in der Maskenbildnerei des Deutschen Fernsehfunks tätig. Sie hat also bereits Scheinwerferlicht geschnuppert, Schmink- und Frisiererfahrung, die ihr bei ihrer jetzigen Arbeit zugute kommen und sie für später in Übung halten. — Vorläufig aber steht Marianne weiterhin fotogen „Charmant im Rahmen", wie ihre neueste Werbeserie bei der DEWAG heißt!

Helga Heine


HEREIN!
UvD
PAUL KLIMPKE:
Pst!
SCHLAFTABLETTEN

